ntor
llis

Die Gisellis.

Ein Kulturbild aus der Gegenwart

von

Gerhard von Amyntor.

(Dagobert von Gerhardt.)

„Rien n'est beau que le vrai;
le vrai seul est aimable."

Boileau.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
1888.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Duft der Lindenblüthen im Gisellischen Garten ist verflattert; der Sommer ist ins Land gekommen.

Im Erbbegräbniß des Matthäi-Friedhofes, das auch die Ueberreste des „alten Gisel", des Stammvaters der Gisellischen Gelddynastie, birgt, ruhen schon seit Wochen die irdischen Ueberreste Antons. Unter einem selbst in der Hauptstadt ungewöhnlichen Schaugepränge sind sie beigesetzt worden. Zahllos waren die Beweise von Theilnahme, die man der trauernden Familie darbrachte, trotz der geringen Liebe, deren sich das reiche „Pekari" (so nannte man jetzt allgemein den großen Börsenmann) erfreute; die Menschen sind nun einmal mehr zum Mitleid, als zur Mitfreude angelegt, und besonders der Berliner besitzt trotz seines scheinbar erbarmungslosen Witzes ein weiches und mitfühlendes Herz. Von gewissen Seiten hatte man freilich strengste Zurückhaltung beobachtet; nicht nur der Minister und andere hochgestellte Herren, auch nähere Bekannte des Hauses, unter diesen vor allen der ungetreue Sternbühl, hatten das Mißgeschick, das die Familie Giselli getroffen, keiner be-

sonderen Beachtung für werth gehalten. Hingegen hatte Graf Wittenloh einen prächtigen Palmenwedel zu Füßen des Sarges niederlegen lassen, und gerade beim Eintreffen dieser unerwarteten Spende löste sich Frau Emmas Schmerzerstarrung und die ersten Thränen perlten ihr endlich über die bleichen Wangen. Auch Cabral hat sich in Beweisen aufrichtigster Theilnahme überboten, und wenn ein geradezu lebensgefährliches Gedränge in den Straßen bei einem Trauerzuge als Zeichen des Mitgefühls gelten darf, so hat die Gisellische Familie Veranlassung gehabt, auch den Antheil weiterer Kreise mit Genugthuung zu vermerken.

Schon vor der feierlichen Beisetzung und noch wochenlang nach derselben ist die Kriminalpolizei zur Ermittelung des Mörders in ununterbrochener Bewegung gewesen; der Geheime Kommerzienrath hatte eine namhafte Summe jedem in Aussicht gestellt, der mittelbar oder unmittelbar zur Auffindung des Verbrechers behülflich sein würde. Leider waren alle Bemühungen vergeblich geblieben. Man hatte die alte Frau Gräser mehrfach verhört; man hatte verschiedene Arbeiter aus der Eisengießerei und der Bauschlosserei sogar gefänglich eingezogen, aber bald wieder in Freiheit setzen müssen, da sie alle eine Mitbetheiligung an der Mordthat hartnäckig leugneten und sich auch keine einzige Thatsache als belastender Bestimmungsgrund ermitteln lassen wollte. Jetzt ruhen alle Bemühungen in dieser Richtung; die Weltstadt hat eine jener geheimnißvollen Mordthaten mehr zu verzeichnen, die sich ab und zu wie ein Alp auf die ängstlichen Gemüther legen und entweder nie oder erst nach langen Jahren durch irgend einen Zufall aufgeklärt werden.

Der Geheime Kommerzienrath befindet sich allein in seinem Arbeitszimmer, zu dem nur die vertrautesten Beamten seines Hauses oder Personen, denen er ausnahmsweise diese Vergünstigung gewährt, den Zutritt haben. Sein Socius Grafenberg und der Disponent Kurt Feßner sind auf der Börse und vermittelst des Fernsprechers unterhalten sie einen lebhaften Verkehr mit ihrem Herrn und Meister. Schon vor Monden hat das Haus Giselli außerordentliche Mengen russischer Staatspapiere in rascher Folge verkaufen lassen; der Cours dieser Werthe war später ein schwankender geworden, und als erst gar die Nachricht von diplomatischen Schwierigkeiten zwischen England und Rußland den Geldmarkt zu beeinflussen begann, war er tief gesunken. Diesen Zeitpunkt scheint der kühne Gewinnspäher nur abgewartet zu haben, denn für heute hat er einen umfangreichen Ankauf von „Russen" seinen zur Börse gewanderten Herren aufgetragen. Franz Grafenberg hatte zu solchem Auftrage sein fahles Antlitz in bedenkliche Falten gelegt und des jungen Feßners klare Augen waren größer und immer größer geworden. Ist der vorsichtige Geheimrath denn seit dem Tode seines ältesten Sohnes gänzlich umgewandelt? will er etwa in verzweifelten Wagnissen die Gedanken an sein häusliches Leid zu betäuben suchen? Diese Fragen standen deutlich im Antlitz der beiden stutzenden Herren zu lesen; Herr Otto aber wußte, was er that; er lächelte zuversichtlich und wiederholte seinen Auftrag so kurz und entschieden, daß der sonst bei weitem kühnere, diesmal aber zaghafte Grafenberg sich der Willensmeinung seines Genossen widerstandslos unterordnete.

Ein schnarrender Laut ruft den Banquier wieder an den Fernsprecher.

„Große Panik!“ tönt Grafenbergs Stimme deutlich an sein Ohr, „Krieg scheint unvermeidlich; Course stürzen; sollen wir trotzdem kaufen?“

Ein strahlendes, siegesfrohes Lächeln verklärt die etwas welk gewordenen Züge Ottos; er hebt das Mundstück des Fernsprechers an seine wulstigen Lippen und gurgelt mit fetter, keuchender Stimme:

„Kaufen Sie für eine Million mehr! Sofort! Verstanden?“

Noch einmal horcht er in das Instrument und, wie ihm die bestätigende Antwort geworden, läßt er es fallen und wackelt befriedigt mit schleppenden Schritten im Zimmer auf und ab. Ist auch sein Bäuchlein neuerdings etwas zusammengeschrumpft, — der ewige häusliche Verdruß würde ja einen Dickhäuter abmagern — so wird ihm längeres Gehen doch immer noch recht beschwerlich. Er macht vor seinem lederbezogenen Sorgenstuhl Halt, stützt sich mit beiden Händen auf die Armlehnen und läßt sich langsam auf das schwellende Sitzpolster niederfallen.

„Uff!“ stöhnt er halblaut, „wozu quält man sich eigentlich?“

Die kurzen, dicken Beinchen übereinander schlagend, lehnt er sich zurück und denkt den wunderbaren Wegen nach, die ihn sein Schicksal führt. Gerade seit dem Tode seines Aeltesten wird er vom Glück wahrhaft verfolgt. Nicht eine einzige seiner vielen, theilweise lichtscheuen Unternehmungen ist ihm fehlgeschlagen; auch die mit dem Socius

gemeinsam betriebene Spekulation in „Russen" verläuft ganz so, wie er erwartet, und wird den Mittheilungen zufolge, die ihm auf Schleichwegen aus London und Petersburg geworden sind, auch zum erwünschten Ziele führen. Ein ungeheurer Gewinn steht in sicherer Aussicht, wenn die Diplomatie den verwirrten Knäuel noch in letzter Stunde auflöst und dem schon halb entblößten Schwerte verbietet, ihn zu durchhauen.

Er möchte sich vergnügt die Hände reiben; doch schon stöhnt er wieder und wiegt sinnend das Haupt, dessen kurzgeschnittene, einst sandfarbene Haare jetzt auffällig ins Graue spielen. Warum ist ihm der Stern dieses staunenswerthen Glückes nicht schon früher aufgegangen? Er hätte sich dann vielleicht doch anders besonnen und den verschwenderischen Neigungen Antons unbedenklich den Zügel schießen lassen. Auch die „Affaire" mit der alten Hexe hätte er mit einem guten Stück Geld todt machen können . . . Höchst wahrscheinlich wäre dann das Entsetzliche nicht geschehen und seine Gattin, die jetzt haßentfremdet im Seebade weilt, stände ihm vielleicht freundlicher zur Seite. Pah! nur keine Schwäche! Erst gilt es, zum Bau des Glückes den unentbehrlichen Grund der zusammenzuraffenden Millionen zu legen; ist dieser Grund gewonnen, dann kann man ja sehen, wie sich auf demselben ein allseitig zufriedenstellendes Familienleben zurecht zimmern läßt. Mag die Gattin vorerst noch schmollen und zürnen . . . Weiberlaunen sind wie der April, sie wechseln beständig; ist Karl erst der Gemahl der Milliardärin, dann werden auch Frau Emmas schöne Augen wieder versöhnlicher lächeln.

Und daß der amerikanische Goldfisch nicht durch die Maschen geht, dazu ist es nöthig, den Windbeutel von Sohn immer kurz zu halten; Mr. John Smith, der nun täglich in Berlin eintreffen kann, soll erfahren, daß Karl von Giselli ein solider, sparsamer Mann und eine ganz ausgezeichnete Partie für Ms. Alice Stewart ist. Mag Karl doch immerhin noch seiner Mutter schmollen helfen; da unten an der Ostseeküste sind beide ganz wohl aufgehoben, und daß sie sich nicht gar zu feindlich gegen ihn, den Gatten und Vater, verschwören, dafür wird schon die gute Thekla sorgen; das ist ein Mädchen, auf das man sich verlassen kann und das den Onkel nicht preisgeben wird.

Ein Diener tritt ins Gemach und überreicht dem Herrn Geheimrath auf einem silbernen Teller die neuesten Postsendungen. Dieser nimmt die Briefe und nickt dem Ueberbringer Entlassung zu.

„Ah! das sind ja Theklas Schriftzüge! Was schreibt mein Liebling?"

Er reißt hastig den Umschlag auf und entfaltet den Briefbogen.

„Mein lieber, theurer Herzensonkel!" so liest er schmunzelnd, „empfange zum heutigen Tage auch meine innigsten Grüße und Glückwünsche." Er unterbricht sich. „Zum heutigen Tage? Was ist denn...? Ach! wahrhaftig! ich habe ja meinen eigenen Geburtstag vergessen! Und das liebe Kind denkt daran! nun . . . laß sehen, was sie weiter schreibt." Den Kneifer auf der Nase zurecht rückend, fährt er im Lesen fort: „Mag Gott Dir in Deinem neuen Lebensjahre nur Licht und Freude spenden, auf daß die Wunde, die Dir und uns allen

geschlagen ist, nach und nach vernarbe. Ich bete täglich für Dein Wohlergehen, mein Herzensonkel, denn wem schulde ich größeren Dank als Dir, der Du mir ein zweiter liebevoller Vater geworden bist. Es geht uns allen hier nach Wunsch; wir leben still und zurückgezogen und suchen die schmerzlichen Erschütterungen der letzten Zeit zu verwinden. Die liebe Tante klagt heute etwas über Kopfschmerz; sie schreibt Dir deshalb nicht eigenhändig" — („aha!" ruft der Lesende dazwischen) — „sondern sendet Dir durch mich ihre Wünsche. Von Karl lege ich ein Zettelchen bei, Tante bittet um Geld; die Summe, die Du ihr mitgegeben, sei verbraucht; weitere viertausend Mark würden ihr vorläufig genügen. Zürne nicht, wenn ich schon abbreche, aber das Boot liegt segelfertig vor unserer Thür; es soll zu Ehren des heutigen Tages ein kleiner Ausflug gemacht werden. Gestern ist auch der Marquis Cabral hier eingetroffen; mir kam er sehr unerwünscht; hoffentlich quält er uns hier nicht mit seinen spiritistischen Tollheiten. Wenn Du kannst, so komme bald einmal her, Du würdest uns alle dadurch erfreuen, am meisten aber Deine Dich herzlich liebende und dankbare Nichte

Thekla Barden.

Postscript. Noch ein Dutzend herzhafter Küsse, Du lieber, guter Onkel Du! Glück auf!"

Herr Otto legt Karls Beilage achtlos bei Seite; ohne jede Wißbegier nach des Sohnes Mittheilungen und immer noch mit dem eben Gelesenen beschäftigt, murmelt er:

„Ein liebenswürdiges Kind! Ich will's ihr nicht vergessen, daß sie meiner gedacht hat. Meine theure Gattin kann sich noch nicht zu einem Briefe an mich entschließen

... aber sie erinnert sich wenigstens meiner als der immer willig fließenden Geldquelle. Auch gut! ich will sie beschämen und ihr das Doppelte senden."

Er drückt auf den elfenbeinernen Knopf in der Wand. Der Diener erscheint im Zimmer.

„Rufen Sie mir den Hauptkassirer! er soll mein Privatkonto mitbringen."

Der Diener verneigt sich und verschwindet.

„Muß doch mal nachsehen," brummt Herr Otto, „wie viel ich zu der Badereise schon angewiesen habe .... Ah, Herr Schub?" frägt er befremdet, wie statt des Erwarteten der Poet über die Schwelle tritt, „sind Sie denn das Faktotum des Herrn Feßner geworden?"

Wilhelm Schub hält die betreffende Mappe unter dem Arm. Hoch aufgerichtet und freien Blickes steht er heute vor dem Prinzipal, dem er sonst immer nur demüthig und unterwürfig zu begegnen wagt. Sein Antlitz ist tief geröthet, seine dunkelblauen Augen leuchten in einem unheimlichen Glanze. Kecker Stimme erwidert er:

„Herr Feßner ist in diesem Augenblicke unabkömmlich. Ich habe das Privatkonto mitgebracht und bin durchaus orientirt."

Das scharfe Ohr des Banquiers glaubt ein leises Lallen der Schubschen Zunge zu vernehmen. Mißtrauisch sieht er den Poeten an, dessen selbstbewußter Blick sich heute nicht einschüchtern läßt, und zögernd fragt er:

„Frühstücken Sie wohl manchmal, Herr Schub?"

„Allerdings, Herr Geheimrath. Das ist das einzige, was auch ein Lump, wie ich, mit dem Millionär gemeinsam

hat, daß er den Bedürfnissen nach Speise und Trank unterworfen ist."

„So? . . . Es will mir scheinen, als ob Ihnen Ihr heutiges Frühstück nicht ganz gut bekommen sei . . ."

„O doch, Herr Geheimrath; vortrefflich!"

„Was haben Sie denn gefrühstückt? Wenn mich mein Sinn nicht täuscht, so geht ein leiser Fuseldust von Ihnen aus?"

„Sollte Ihre verwöhnte Nase ihn schon gerochen haben? Ha, ha! das ist in der That bemerkenswerth! Sehen Sie, verehrter Herr, das ist wieder der Unterschied zwischen uns: Sie trinken vielleicht Champagner, den Ihnen das Publikum, auf dessen Kosten Sie leben, bezahlen muß; unsereiner trinkt nur ein Glas Branntwein, aber er bezahlt es mit dem Schweiß und Blut seiner eigenen produktiven Arbeit; möchte nicht mit Ihnen tauschen."

Der Banquier will aufbrausen und dem Unverschämten die Thür weisen; aber das Unerwartete dieses Auftritts hat einen gewissen Reiz für ihn — er zwingt sich zur Ruhe und frägt halb belustigt:

„Wissen Sie nicht sonst noch einen Unterschied zwischen uns?"

„Allerdings. Der Dichter sucht die idealen Werthe der Menschheit zu mehren, und der den Mammon häufende Spekulant vermindert sie. Der Dichter möchte eine Zeit des Friedens und Segens heraufführen helfen, und der Börsianer bereitet unbewußt den Ausbruch einer blutigen Revolution vor."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Glaub's wohl, Herr Geheimrath; das ist für Leute Ihres Schlages Hebräisch, und doch ist es so, wie ich sage. Die Ritter von der Kouponscheere faseln immer von der sozialistischen Gefahr und suchen sie zu beschwören, indem sie, der eine den Militarismus, der andere die Ueberproduktion, der dritte die jeweilige Staatsform als Grund des Uebels anklagen und bekämpfen. Das ist aber alles dummes Zeug; die einzige Gefahr und der einzig wahre Grund des allgemeinen Elendes sind die Herren selbst."

„Hm! Das ist allerdings eine für mich ganz neue Entdeckung. Erst glaubte ich, Sie für einen Sozialdemokraten vom reinsten Wasser halten zu müssen und nun erfahre ich, daß ich selbst einer bin . . ."

„Nicht ein Sozialdemokrat," unterbricht ihn Schub, „dazu fehlt den satten Herren die geschärfte Erkenntniß des Hungers, vielmehr ein Anarchist und Nihilist, wohl gemerkt: ein unbewußter! Sie gehören mit zu jenen wenigen Männern, die, ohne eine Ahnung davon zu haben, das allgemeine Elend auf eine so unerträgliche Höhe treiben helfen, daß der Rückschlag in Form anarchistischer Ungewitter nicht ausbleiben wird."

Otto von Giselli ist wahrhaft verblüfft; dieser verlumpte Lohnschreiber ist ja heut nicht wiederzuerkennen! Am liebsten schlüge er ihn hinter die Ohren . . . Doch nein! der trunkene Bursch soll erst sein ganzes Gift verspritzen, damit man die Gemeingefährlichkeit eines solchen Subjektes um so klarer erkenne.

„Und wodurch treibe ich, Ihrer Ansicht nach, das Elend der Gesellschaft auf eine so unerträgliche Höhe?"

„Durch Ihren Geiz und Ihre Gier nach vermehrtem Besitz. Möchten Sie doch immerhin Millionen verdienen; wenn Sie die verdienten Millionen Heller bei Heller wieder verschwenden wollten, dann könnte die Gesellschaft einen so unproduktiven, nur die Beraubung anderer betreibenden Mitesser ohne Nachtheil ertragen. Wenn Sie aber eine Million verdienen, so verprassen Sie nur ein Viertel derselben und drei Viertel legen Sie in nie gesättigtem Erwerbstriebe wieder zinstragend an. Auf diese Weise wächst der Besitz der Nabobs nach und nach ins Ungemessene, und schließlich besteht die Gesellschaft nur noch aus ein paar Dutzend Milliardären und aus der übrigen misera contribuens plebs, die hungernd und frierend jenen Frohndienste leisten und die Blutsteuer zahlen muß. Der ganze ehrbare, kulturtragende Mittelstand wird aufgesogen und in eine besitzlose Heerde verwandelt, der die Herren Milliardäre die kümmerlich sprießende Wolle alljährlich abscheren. Meinen Sie im Ernste, daß die Welt solchen Zustand lange dulden werde? Ich sage Ihnen, die Erkenntniß bricht sich immer mächtiger Bahn, daß solche Kulturhindernisse, wie auch Sie eines werden wollen, beseitigt werden müssen; in den Donnern und Blitzen der neuen Revolution werden die omnivoren Hyänen zu Grunde gehen und der Weise, der die Formel finden wird, nach welcher der Staat alle Vermögen, die eine gewisse Höhe überschritten haben, rücksichtslos einzuziehen hat, wird der Messias der hungernden Welt sein.“

Bei den letzten Worten hatte sich die Thür geöffnet und Curt Feßner stand verwundert und mitleidig lächelnd auf der Schwelle derselben.

„Sie haben den Lump gehört, Feßner!“ brauste nun der Banquier auf. „Gehen Sie auf der Stelle mit ihm zu Ihrem Onkel, er soll ihm seinen Lohn bis zum heutigen Tage auszahlen und ihn dann persönlich aus dem Hause jagen. Vorher aber ist der Strolch zu untersuchen, ob er nichts eingesteckt hat . . .“

„Donnerwetter! mir das, Sie übermüthiges Pekari?“ stammelte wüthend der Dichter, indem er dem Banquier die Mappe vor die Füße warf. „Da haben Sie Ihre Abrechnung! und merken Sie sich: ein Mann, wie ich, nimmt, wenn er geht, nichts mit sich, im Gegentheil, er läßt die Zurückbleibenden bereichert zurück. Sie haben in dieser Viertelstunde mehr von mir gelernt, als Sie mit Ihren ergaunerten Provisionen und Profitchen je bezahlen könnten.“ Er reckte behaglich seine Glieder und dehnte die Brust. „Ja, ich gehe und schüttle den Staub von meinen Füßen. Nach diesem erlösenden Augenblicke habe ich mich seit Monden gesehnt. Mir winkt die Freiheit — die Freiheit des Geistes und, wenn der Magen allzu heftig bellt, die Freiheit, hinauszugehen aus diesem Zuchthause von Jammer, Lüge und Dummheit; Ihnen bleibt die Sklaverei — die Sklaverei der schwunglosen, entadelten Seele, die Sklaverei des beschwerten Gewissens, des überfüllten Magens und der gichtgepeinigten Glieder, die Sklaverei des rothen Teufels, der da heißet der Mammon! Leben Sie weiter als Sklave und verzweifeln Sie an Ihrem Leben!“

Er stürmte hinaus und warf die Thür hinter sich mit lautem Krach ins Schloß.

Der Geheimrath stand wie gelähmt, plötzlich brach er in ein höhnisches rachsüchtiges Lachen aus.

„Der Unglückliche ist offenbar betrunken," sagte Kurt Feßner wie zur Entschuldigung.

„Aber in seiner Trunkenheit hat er seine wahre Natur enthüllt," rief scharf und schneidend der Prinzipal. „Dieser sonst so unterthänige, kriechende Duckmäuser, der immer um Verzeihung zu bitten schien, daß er überhaupt geboren sei, ist ein brandrother Nihilist, der wahrscheinlich Dynamitbomben fabrizirt und im stande wäre, eine Mine unter mein Haus zu treiben!"

„Ach, Herr Geheimrath, das waren ja allbekannte Sätze, die er in seiner Unzurechnungsfähigkeit nur ungeschickt und verletzend vorgebracht hat."

„Allbekannte Sätze? Sie wollen doch damit nicht sagen, daß in diesem Wahnsinn auch nur ein Gramm Verstand enthalten war?"

„Wer möchte das entscheiden?" versetzt Kurt Feßner zurückhaltend, „erst die Weltgeschichte wird darthun, wer in dieser Frage Recht hat. Daß Viele hungern, weil an Stellen der Ueberfluß herrscht, daß Viele obdachlos sind, weil ganze Häuser leer stehen, daß Unzählige nicht Arbeit finden, weil viel zu viel ungethane Arbeit der Menschenhände harrt, das ist ein Paradoxon, dem es an innerer Wahrheit nicht gebricht. Eine Vermehrung der Milliardäre ist auch meiner Ansicht nach nicht wünschenswerth."

Der Geheimrath tritt stutzig einen Schritt zurück.

„Was? Auch Du, mein Sohn Brutus? Will Kurt Feßner auch ins Lager der Umstürzler übergehen?"

„Ich denke nicht daran, Herr Geheimrath; aber es ist doch ein einfaches Rechenexempel, daß, wenn die Kapitalsfürsten den Gewinnüberschuß immer wieder in Renten anlegen, schließlich ein Zeitpunkt eintreten muß, da ihnen alle bewegliche und unbewegliche Habe der Welt gehört."

„Das ist theoretisch vielleicht richtig, aber praktisch ein heilloser Unsinn. Die Bäume wachsen bekanntlich nie in den Himmel, und gerade die reichsten Familien verlumpen oft schon in der dritten Generation."

„Eine Erfahrung, die Sie doch für Ihre eigene Familie sicher nicht bestätigt wünschen werden."

Der Banquier kniff ärgerlich die Lippen zusammen.

„Mit Euch, jungem Volke, läßt sich solch ein Thema gar nicht verhandeln; Ihr steckt voller idealistischer Hirngespinnste und seht den Wald vor Bäumen nicht. Sind die Einkäufe besorgt?" fügte er ablenkend und einen geschäftsmäßigen Ton anschlagend hinzu.

„Wir haben die „Russen" gekauft, Herr Geheimrath, ohne einiges Aufsehen ist es aber nicht abgegangen; gegen Schluß der Börse zog der Cours schon etwas an."

„Schadet nichts. Wir werden morgen mehr kaufen. Jetzt heben Sie mir gefälligst dort die Mappe auf. Danke! Nun gehen Sie zu Ihrem Onkel und sorgen Sie, daß er den versoffenen Brandstifter auf die Straße wirft. Guten Morgen!"

Kurt empfahl sich höflich, und Herr von Giselli blickte ihm enttäuscht und kopfschüttelnd nach. Er hatte auf den gewissenhaften, arbeitstüchtigen und umsichtigen jungen Mann

immer so große Stücke gehalten; und nun mußte er es erleben, daß die modernen wirthschaftlichen Irrlehren auch einen so klaren Kopf zu trüben begannen. Ach, es war eine nichtsnutzige, eine wahnverblendete Zeit! Er beschloß, gegen den bevorzugten Disponenten für die Folge etwas mißtrauischer zu sein und ihn schärfer ins Auge zu fassen.

Sechszehntes Kapitel.

Auf dem ausgebauten Söller eines reizend gelegenen Heringsdorfer Landhauses sitzen Frau Emma von Giselli und deren Sohn Karl beim zweiten Frühstücke. Der Aufenthalt an der zauberkräftigen See hat den wilden, fassungslosen Schmerz der Mutter in eine sanfte, ergebene Trauer gewandelt; schon blühen wieder zarte Rosen unter ihren nicht mehr durch Thränen getrübten Augen auf; schon findet sie wieder Zeit und Stimmung, ihrer etwas elfenbeinfarbigen Haut durch behutsame Bestäubung mit Reispulver den Ton mehr jugendlicher Frische zu geben. Die schwarze Trauergewandung steht ihr vortrefflich und verleiht ihr eine gesteigerte Vornehmheit. Karl hingegen sieht müde und abgespannt aus; trotzdem verrathen seine Bewegungen eine gewisse Unruhe, und in nervöser Hast zertrümmert er die Schale eines weichgekochten Eies. Nachdem er den gelben Dotter ausgelöffelt und den Rest der Schale fast ingrimmig zerstampft hat, schiebt er mit einer Art Widerwillen den Teller von sich fort, wischt sich das rothblonde Schnurr-

bärtchen und, sich im Sessel zurücklehnend und ein Bein über das andere schlagend, blickt er hinaus auf die leicht gekräuselte Wasserfläche. Auch Frau Emma hat das wortlose Mahl beendet und folgt den Blicken des Sohnes.

Weit dehnt sich die See, da, wo sie den Himmel schneidet, scheint sie in Folge jener an den Küsten häufigen Gesichtstäuschung berghoch emporzuwachsen. Ein Wolkenschatten überhaucht sie mit einem stumpfen, in Grau spielenden Stahlblau, nur in der Ferne flimmert sie lichtgebadet in flüssigem Golde und noch weiter draußen verblaßt sie und geht in die Farben des bleichen Nordhimmels über. Ein mit zwei Masten versehenes Schiff liegt mit vollen Segeln im Winde und scheint nordwestwärts gen Rügen zu streben; näher am Strande kreuzt eine ganze Flotte von Fischerbooten — man kann einige dreißig grau oder röthlich getheerte Segel zählen.

„Die Glücklichen!“ seufzt Frau Emma im Hinblick auf die Bemannung dieser Boote, „sie ringen in hartem Kampfe dem Salzwasser ihre Lebensnothdurft ab, und Herz und Sinn bleibt ihnen gesund und unverstört.“

Karl achtet dieses Seufzers nicht; er gedenkt der Drahtnachricht, mit der ihn heute in aller Frühe der Onkel Damstedt aus dem Schlafe geschreckt hat: „Komm sofort! Gefahr im Verzuge.“ So räthselhaft diese kurzen Worte für jeden andern wären, Karl weiß nur allzu sicher, was sie bedeuten. Brasinski regt sich wieder und es wird in der That Zeit, daß er ihm endlich jenen verhängnißvollen Schein abkauft, für dessen immer und immer wieder erneute Stundungen er schon ein ganzes

Kapital verschrieben hat. Zwanzig- bis dreißigtausend Mark muß er mindestens flüssig machen, wenn es ihm glücken soll, das bloßstellende Papier den Händen des habgierigen Drängers zu entwinden; dann würden immer noch einige kleinere Wechsel übrig bleiben, mit denen er zu verschiedenen Zeiten den Hunger des Unersättlichen gestillt hat. Aber woher diese zwanzig- bis dreißigtausend Mark nehmen?

Wenn er hinunterginge nach dem laubenartigen Vorbau, unter dem jetzt Thekla mit seinem gestern Abend angekommenen Vater ebenfalls beim Frühstück sitzt, wenn er sich dem Vater entdeckte und ihn um die benöthigte Summe bäte? Es würde einen kleinen Sturm geben, vielleicht auch ein donnerndes Ungewitter, aber zuletzt würde der Alte wohl zahlen, denn er kann doch unmöglich seinen letzten, seinen einzigen Sohn der allgemeinen Verachtung preisgeben und dadurch seine eigene Stellung in der Gesellschaft untergraben. Soll er sich ein Herz fassen und den widerstrebenden Bittgang unternehmen?

Frau Emmas Kammerjungfer huscht in gefallsüchtigem Morgenanzuge heran und überreicht der gnädigen Frau die angekommene Post.

„Hier ist auch etwas für Dich, Charles,“ sagt die Mutter, die den ihr gewordenen Zusendungen einen in grobfaserigem Umschlag steckenden Brief entnimmt und dem Sohne überreicht.

Karl betrachtet die ihm fremde Schrift; mit leise zitternder Hand öffnet er das Schreiben, und er ärgert sich über seine Schwäche . . . warum jagt ihm denn in neuerer Zeit jeder Brief so großen Schrecken ein?

„Ah! von Schub,“ murmelt er wesentlich beruhigt, da er die Unterschrift, nach der er zuerst forschte, entziffert hat. „Was will denn der arme Teufel?“

„Sehr geehrter Herr!“ beginnt er zu lesen, „Wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich von der Schaubühne abgetreten. Ich habe die Narrenspoſſe meines Daseins satt und sehne mich nach dem Ende. Ihr Herr Vater hat mich auf das Pflaster gesetzt und subsistenzlos stehe ich wieder inmitten einer Welt der tollsten Widersprüche, des hungerbleichen Mangels und des übermüthigsten Genusses. Ich zürne dem Herrn Geheimrath nicht; an seiner Stelle würde ich vielleicht ebenso gehandelt und einen Menschen fortgejagt haben, der zum modernen Dichter zu wahr und ehrlich, zum Lohnschreiber zu stolz und vornehm war und infolge dieses unversöhnlichen Dilemmas gelegentlich im Alkohol sein besseres Selbst zu betäuben suchte. Warum soll ich es leugnen? Ich bin zum Quartalsäufer entartet; wenn ich wochenlang nüchtern und fleißig wie ein Zuchthäusler gearbeitet habe, dann packt mich plötzlich der Dämon einer wilden Gier, daß ich zur Flasche greifen und Lethe trinken muß, um nicht wahnsinnig zu werden. In solch einem unglückseligen Rausche habe ich Ihrem Herrn Vater Dinge gesagt, für die ein Geheimer Kommerzienrath und angehender Milliardär keine Indemnität bewilligt. Wozu den Jammer bis zum fünften Akte verlängern? Ich beschleunige die Peripetie und lasse schon nach der Exposition den Vorhang fallen; wer Phantasie besitzt, wird leicht ergänzen, was für tragisches Zugemüse noch zwischen Suppe und Käse zu serviren war. Leben Sie wohl und seien Sie bedankt, daß

Sie einer der Wenigen waren, die mir helfen wollten. Ich freue mich, einer Gesellschaft den Rücken zu kehren, welche Paläste für die Verbrecher, Herbergen für gefallene Mägdlein und Lazarethe für kranke Hunde erbaut, aber nicht einmal einen National-Unterstützungsfonds für ihre nothleidenden Dichter und Denker besitzt. Oh, die Deutschen sind ein ideales Volk, und sollte eine meiner hinterlassenen Trägödien später einmal von einem Hoftheater aufgeführt und von einem kunstverständigen Janhagel beklatscht werden, dann wird man am Ende noch eine Geldsammlung zu einem Denkmal für mich veranstalten, das vielleicht noch würdiger ausfällt, als jener armselige moosbedeckte Stein, der im ungepflegten Waldwinkel draußen bei Wannsee die Stelle bezeichnet, die der große Heinrich von Kleist durch seinen Tod für alle Zeiten geheiligt hat. Steuern Sie aber zu meinem Monumente nichts bei, verehrter Herr; schenken Sie Ihr Scherflein lieber der armen, fleißigen Marie Federlin, wenn das treue, brave Mädchen nicht zu stolz ist, es überhaupt anzunehmen.

Wahrlich, dies Wesen ist mehr werth, als von Ihnen betrogen zu werden! Nichts für ungut.

Wilhelm Schub,
Lebensschul-Abiturient."

„Dummes Zeug!" brummte Karl achselzuckend, „wer sich umbringen will, der erzählt es nicht selber. Von wann ist denn das Schreiben?" Er prüfte das Datum, das schon drei Tage alt war; auf dem Umschlage stand „Berlin, W."; der Brief war erst nach dem Gisellischen Hause und von dort nach dem Seebade gegangen.

„Denke Dir, Karl!" rief die Mutter, die in einer ihrer Zeitungen geblättert hatte, „Wilhelm Schub hat sich in seiner Dachkammer aufgehangen! Ist es nicht gräßlich?"

„Wie? auf—ge—hangen? Das ist ja unmöglich! Gieb einmal her! Er riß der Mutter das Zeitungsblatt aus der Hand und starrte die kurze und doch so vielsagende Nachricht an, die bescheiden im Polizeibericht abgedruckt war. „Oh, mein Gott, das ist ja zum Erbarmen! Der Unglückliche! Und ich glaubte ihn geborgen und wenigstens vor Nahrungssorgen sicher gestellt!"

„Der alte Feßner scheint ihn nicht sonderlich begünstigt zu haben, sonst hätte er ihn doch wohl halten können."

„Der alte Feßner! Ha, ha! das war auch der berufenste Beschützer! Du hast Recht; hätte er ihm nur das Wort geredet, der Vater würde dem armen Schelm noch mehr verziehen haben, als daß er sich einmal in der Verzweiflung betrunken hat. Aber so ist die Welt! Die Besten müssen fort und die Lumpen triumphiren und behaupten siegreich ihren Platz." Er sprang auf und, das Schreiben in der geballten Faust zerknitternd, schritt er aufgeregt auf dem Söller hin und her. Endlich blieb er am Geländer stehen und holte seine Brieftasche hervor, um das zerknitterte Blatt darin zu verwahren. Da fiel sein Blick auf den unausgefüllten Check, den er einmal vom Schreibtisch der Mutter genommen und in der Brieftasche geborgen hatte. Ein Gedanke schoß ihm durchs Hirn, ein häßlicher Gedanke, den ihm nur die eigene Bedrängniß, aber, wie er sich überreden wollte, auch der Haß gegen den herzlosen Kassirer eingab. Die Brust schnürte sich ihm zusammen, die Kniee schlotterten ihm; vor seinen

Augen webte sich ein schwarzer Flor. Diese jämmerliche Nervenschwäche! oder war es das Gewissen, das ihm solch körperliches Unbehagen bereitete? Er erinnerte sich der Aeußerung, die Brasinski einmal gethan hatte, daß das Gewissen ein Ammenmärchen sei, mit dem man nur noch Kinder und alte Weiber schrecke. „Falsch!" hatte Schub gerufen, „das Gewissen ist kein Märchen, es ist eine Realität!" Wie lange so ein gemeinplätziges Wort im Ohre tönt! Der, der es gesprochen, hatte es ja selbst widerlegt, indem er sich keinen Augenblick besonnen hatte, Hand an sich selbst zu legen. Karl fühlte, daß er auf dem ersten Punkte einer Linie stand, die zum Verbrechen führte; er schauderte; er wollte umkehren; aber schon war er zu kraftlos, der Versuchung zu widerstehen ... nur ein paar Schritte weiter auf dieser Linie, um die Freude der Selbsthülfe zu kosten! nur ein paar Schritte! dann wollte er gewiß den Fuß rückwärts wenden, ein Fehltritt ließ sich immer noch auf irgend eine Weise wieder gut machen.

„Diese Schreckenskunde wird mir den ganzen Tag verderben," stöhnte er berechnend. Blitzschnell hatte er sich für seine sofortige Abreise nach Berlin entschieden und auch das Mittel gefunden, diese Abreise geheim zu halten.

„Was hast Du denn vor?"

„Ach, nichts Besonderes; ich habe mich mit einigen Bekannten im Wilhelmsbade verabredet und kann nun anständigerweise nicht zurücktreten ... Das Dampfschiff ist auch schon gemiethet," fügte er, dreist lügend, hinzu.

„Wo wollt Ihr denn hin?"

„Eine kleine Küstenfahrt von Swinemünde aus längs der Insel Wollin; in Misdroy, glaube ich, soll übernachtet werden, wir wollen zwei bis drei Tage fortbleiben. Nun, man muß gute Miene zum bösen Spiel machen. Der arme Schub! sein Bild wird mich auf der ganzen Fahrt begleiten."

Er grüßte die Mutter und begab sich nach seinem Zimmer. Als er sich dort am Schreibtische niederlassen wollte, trat sein Vater mit mehreren frisch geschriebenen Telegrammen in der Hand ein und fragte:

„Gehst Du vor Tisch noch aus?"

„Warum, Papa?"

„Dann könntest Du diese Depeschen nach dem Telegraphenamte mitnehmen."

„Sehr gern. Gieb nur her. Ich fahre sofort nach Swinemünde — ein kleiner Ausflug, den ich mit Bekannten vorhabe — ich will Deine Depeschen dort besorgen."

„Hier, mein Sohn. Vergiß es nicht!"

„Ganz gewiß nicht! Ich muß so wie so zur Post."

Er nahm die betreffenden Schriftstücke in Empfang und der Vater zog sich wieder zurück.

Die Telegramme des Banquiers steckten in einem Umschlage, ein einziges war auf einem offenen Zettel niedergeschrieben und enthielt einen Auftrag an den Hauptkassirer des Bankhauses. Karl las die kurze Zeile und überzeugte sich von der Art der Unterschrift; sie bestand aus dem bloßen Worte „Giselli", dem selbst Vornamen und Adelsprädikat fehlte. Auch seine Checks pflegte der Banquier in so abgekürzter Weise zu unterzeichnen.

Dem jungen Mann schlug das Herz bis an den Hals. Er stand auf, schlich zur Thür und schloß dieselbe ab; dann kehrte er ebenso leise zum Schreibtische zurück. Dort setzte er sich wieder, legte das offene Telegramm vor sich hin und holte aus seinem Notizbuche das Checkformular. Mit kräftiger, die steile Schrift des Vaters täuschend nachahmender Hand füllte er den Check aus, indem er an der betreffenden Stelle kühnlich die Worte „Dreißigtausend Mark" eintrug; dann faßte er noch einmal die Unterschrift auf dem Telegramm scharf ins Auge und malte sie Zug für Zug auf dem Check nach; selbst den Schnörkel, mit dem der Banquier das Schluß-J verzierte, wiederholte er und dies mit um so größerer Sicherheit, als er sich selbst eine ähnliche Verzierung seiner eigenhändigen Namensunterschrift angewöhnt hatte. Den solcherweise gefälschten Check legte er sorglich wieder in sein Notizbuch. Nun nahm er ein Blatt Papier und schrieb darauf:

„Telegramm.

Hauptkassirer Wilhelm Feßner.

Bankhaus Giselli u. Co.

Berlin.

Dem Ueberbringer meines Checks sind 30 000 Mark sofort zu zahlen. Giselli."

Dieses Blatt barg er mit den anderen Telegrammen des Vaters ebenfalls in der Tasche, steckte Geldbörse und Cigarren zu sich, stülpte den Hut auf und nahm für alle Fälle noch seinen Ueberzieher über den Arm. So ausgerüstet stieg er die Treppe hinab, kalter Angstschweiß be-

deckte ihm die Stirn. Um auf die Straße zu gelangen, mußte er durch den laubenähnlichen Vorbau und durch das Gärtchen vor der Villa schreiten. Er fürchtete sich vor einer erneuten Begegnung mit dem Vater und athmete erleichtert auf, als er beim Betreten der Vorlaube nur Thekla gewahrte, die von ihrer Handarbeit aufblickte und den weiter Eilenden verwundert fragte:

„Wohin denn, Vetter?"

Nur einen Augenblick ließ Karl sich aufhalten.

„Habe keine Zeit zu verlieren . . . man erwartet mich in Swinemünde . . . kleiner Ausflug per Dampfschiff . . . willst Du mitkommen?"

Die Frage war nicht ernst gemeint. Thekla schüttelte den Kopf:

„Danke bestens. So mach', daß Du fortkommst und bringe mir was Hübsches mit."

Der Eilige war schon draußen. Noch einmal drehte er den Kopf über die Schulter zurück und rief gezwungenen Scherztones:

„Wollen sehen. Vielleicht einen Bräutigam . . . ha, ha, ha!"

Fort war er.

„Er hat immer Schnurren im Sinne!" dachte Thekla. „Aber wie elend er aussah! Er muß sich mehr schonen; wenn er wiederkommt, will ich es ihm sagen."

In der Mittagsstunde gab Karl auf dem Swinemünder Postamte die Telegramme seines Vaters ab, die sich um eines vermehrt hatten; dann fuhr er, statt nach der Landungsbrücke der Dampfboote, nach dem entfernten Bahnhof,

löste einen Fahrschein nach Berlin und stieg noch gerade rechtzeitig in den eben fortdampfenden Courierzug.

Am Abende, wenige Minuten vor Schluß der Geschäftsräume, stand er vor dem Zahltische in der Kassastube des väterlichen Bankhauses. Mit unmerklich zitternder Hand reichte er dem Hauptkassirer einen Check hin und sagte in gleichgültigem, fast verächtlichem Tone:

„Mein Vater wollte noch depeschiren. Ich weiß nicht, ob Sie auf die Zahlung vorbereitet sind.“

Wilhelm Feßner nahm die Anweisung und prüfte sie mit seinen Falkenaugen; sie war richtig; selbst das kleine, kaum sichtbare Zeichen, das der Herr Geheimrath unten in die rechte Ecke seiner Checks zu machen pflegte, war vorhanden. Er hob sein Haupt, dessen fuchsige Perrücke jetzt in später Abendstunde eine bedenkliche Verschiebung nach dem Nacken hin erlitten hatte, und brummte, nicht gerade unhöflich:

„Das Geld liegt bereit. Ich erhielt schon um 4 Uhr den Auftrag meines Prinzipals. Sie wünschen doch Banknoten, Herr von Giselli?“

„Natürlich Banknoten.“ Die Antwort klang heiser, zum heimlichen Verdrusse des Sprechenden.

Der Kassirer wandte sich um, schritt zum offenen Geldschrank, entnahm demselben drei Packete, die je durch einen Streifen Papier mit dem Vermerk „10 000 Mark“ zusammengehalten wurden, und trat wieder an den Zahltisch.

„Wünschen Sie alle drei zu zählen, Herr von Giselli?“

„Nein, nein! es wird schon richtig sein.“

Ohne Weiteres wollte Karl die Päckchen einstecken.

„Ich möchte doch bitten,“ wandte Feßner ein, „wenigstens eines zu prüfen.“

„Nun, dann Ihnen zu Gefallen. Zählen wir dieses ab!“ Karl legte das Päckchen, das er schon in der Hand hielt, wieder auf den Tisch.

Der Kassirer bückte sich, so daß seine geschwollenen Adern an den Schläfen noch stärker hervortraten, streifte das Kreuzband von den Banknoten und begann die letzteren abzuzählen, indem er jede einzelne zwischen Daumen und Zeigefinger rieb und einmal flüchtig gegen das schwindende Tageslicht hielt. Es waren Fünfhundert-Mark-Scheine; zwanzig Stück mußte das Päckchen enthalten.

Karl stand wie auf Kohlen.

„Achtzehn — neunzehn — zwanzig,“ tönte die trockene Stimme des langsam zählenden Beamten.

Endlich!

Karl schob die Banknoten wieder in ihre Umhüllung und sagte ungeduldig:

„Die beiden anderen Päckchen nehme ich ungezählt als richtig an.“

Er steckte die ganze Summe ein, warf mit letzter Kraft sein Haupt hochmüthig in den Nacken und schritt hinaus.

„Schuft!“ murmelte er zwischen den Zähnen. Es galt dem alten Kassirer, den er tödtlich haßte; aber das Wort erweckte in seinem Innern ein Echo, als ob es ihm selber gälte. Pah! Nur keine Reue! Vor Ende des Monats konnte der Betrug nicht entdeckt werden; bis dahin ließ sich Rath schaffen; auf irgend eine Weise mußte das Geld auf-

getrieben werden und dann? ja, mein Gott! was sollte denn dann geschehen?

Dem Fälscher wurde angst und bange. Es hatte ihm eine Art rachsüchtiger Befriedigung gewährt, den äußerst umsichtigen Kassenverwalter anzuführen und fremdem Willen dienstbar zu machen; aber jetzt begriff er, daß sich das Blatt sehr bald wenden und daß er, der Betrüger, vom guten Willen des Betrogenen allein abhängig sein würde. Wenn er das Geld inzwischen auch auftrieb, sei es durch einen Spielgewinnst, auf den er immer noch hoffte, sei es durch eine glücklich zu Stande gebrachte Anleihe — er würde zuletzt vor den Kassirer doch hintreten und ihn be- und wehmüthig um Herausgabe des gefälschten Checks und um Gewährung unverbrüchlichen Schweigens bitten müssen. Seine Abhängigkeit von dem gewissenlosen Polen wollte er mit dem erschwindelten Gelde lösen, und eine neue, geradezu vernichtende Abhängigkeit von dem ernsten, unerbittlichen Sittenrichter stand ihm bevor!

Er biß die Zähne auf einander. Konnte er nicht sofort umkehren und die Sache rückgängig machen? Nein, nein! das hieße nur sich zwiefach bloßstellen! erst den polnischen Nimmersatt befriedigen und ihm das Mittel seiner unausgesetzten Belästigungen aus der Hand reißen; dann . . . mußte eben ein Weg gefunden werden, wie sich auch dem unausstehlichen, auf seine Ehrenhaftigkeit so eingebildeten Kassirer der Mund verstopfen ließ.

Karl kannte die Gewohnheiten des Herrn Brasinski. In einem „Restaurant" Unter den Linden hatte er ihn bald

aufgespürt und ihn gefragt, ob er den verhängnißvollen Schuldschein bei sich hätte.

„Ich trage ihn stets bei mir, damit er nicht etwa durch ein Mißgeschick in fremde Hände komme.“

„Sehr vorsorglich, Herr von Brasinski!“ hatte Karl spöttisch erwidert. „Sie sollen dieser rührenden Sorge gleich enthoben werden. Lassen Sie uns dort hineingehen,“ er deutete auf ein kleines Nebenzimmer — „dort sind wir ohne Zeugen und können unser Geschäft sofort erledigen.“

Bald saßen beide in einem unbelauschten Winkel und handelten über den Preis des für Karl so theuren Schriftstückes. Der Pole war zäh; er verschwor sich bei seiner Ehre und bei allen Heiligen seines Vaterlandes und seiner Kirche, daß ihn die Saumseligkeit seines Schuldners in eigene Verbindlichkeiten verwickelt hätte, die schon den vierfachen Betrag der ursprünglichen Schuld von 6000 Mark weit überstiegen. Er wollte sich aber billig finden lassen, mit einer runden Summe von 25 000 Mark wollte er zufrieden sein; keinen Pfennig gewänne er dabei für sich selbst; es widerstrebte ihm auch, für einen Freundschaftsdienst irgend welche Bezahlung anzunehmen. Als Karl jedoch baare 22 500 Mark in nagelneuen Banknoten auf den Tisch gezählt hatte, wurde der Lüsterne schwach und gab nach; er strich das Geld ein und Karl erhielt den unseligen Schein zurück, den er sofort mit ingrimmiger Genugthuung an eine Gasflamme hielt und verbrannte.

Schon vor Mitternacht ging er nach Hause, aber trotz seiner Uebermüdung fand er keinen Schlaf. Reuegequält wälzte er sich auf seinem Lager, und eine wilde Gedanken-

jagd tobte durch sein aufgeregtes Hirn. Immer wieder sah er den Banknoten zählenden Kassirer oder den Polen, der in schlecht verhehlter Gier die Scheine einstrich, an denen des Schuldners Ehre hängen geblieben war. Er ahnte nicht, daß jetzt Brasinski noch vom Obersten Damstedt aufgesucht und nach kurzer aber stürmischer Verhandlung um zehntausend Mark erleichtert wurde; die beiden Edlen theilten ihren Raub, von dem sich der Pole allerdings den Löwenantheil vorbehielt.

Am nächsten Morgen kaufte Karl in einer Blumenhandlung Unter den Linden den prächtigsten Kranz, den er nur auftreiben konnte, und fuhr damit nach der Eisenbahnstraße. Als er zögernd vor der Thür einer der Hinterstuben des vierten Stockwerks innehielt, öffnete sich die Thür zu einem nach vorn gelegenen Zimmer und eine ihm wohlbekannte Stimme ließ sich vernehmen:

„Wo wollen Sie denn hin, Herr von Giselli?“

Der Angeredete drehte sich jäh um.

„Marie!“ rief er freudig, „mir däucht es ein Jahrhundert, daß wir uns nicht mehr gesehen haben.“ Er trat zu dem Mädchen heran und, auf den Kranz in seiner Hand deutend, fuhr er ernster fort: „Ich möchte unserm armen Freunde gern ein Zeichen der Theilnahme auf seinen Sarg legen.“

„Da sieht man,“ erwiderte sie vorwurfsvoll, „daß es für die vornehmen Herren keine Zeit giebt. Der arme Schub ward schon gestern beerdigt.“

„Gestern schon? Das konnte ich nicht wissen; bin erst gestern Abend hier angekommen. Wo ist sein Grab?“

„Draußen bei der Hasenhaide, auf dem Kirchhofe der Jacobi=Gemeinde. Sie werden es kaum finden, ein Marmordenkmal bezeichnet es nicht.“

„Aber es soll ihm eines errichtet werden. Sofort fahre ich hin und ordne das Nöthige an. Der arme, arme Mensch! Hätte er mir nur ein Wort gesagt, ich würde ihm so gerne geholfen haben.“

„So spricht ein jeder, wenn das Unglück geschehen ist; so lange es aber nur droht, haben die mitleidigen Menschen meist keine Zeit, einem andern beizustehen.“ Sie sieht auf den prächtigen Kranz in Karls Hand und seufzt: „Mit dem Gelde, das diese Blumen da kosten, hätte sich der Aermste einen Monat lang durchgeschlagen.“

„Machen Sie mir keinen Vorwurf, Marie! Ich war nicht anwesend und hatte keine Ahnung von dem, was hier vorging. Er hat mir einen letzten Brief gesandt; als ich ihn erhielt, war sein Schreiber schon eine Leiche. Oh, wüßten Sie, wie mir die Kunde das Herz zerrissen hat!“

Sie gewahrt in der Lichtfluth, die durch die geöffnete Thür in den Flur quillt, Karls blasse Wangen und bläulich umrandete Augen, und hält dies veränderte Aussehen für ein Zeichen der Theilnahme. Milder versetzt sie:

„Ich weiß, Sie sind nicht gefühllos. Wenn Sie dem Entschlafenen einen bescheidenen Grabstein stiften wollen, es wird Ihnen Segen bringen.“

Segen! Wie ihn dieses Wort erschüttert. Giebt es für ihn, den Fälscher, noch Segen auf dieser Erde? Er hebt den scheuen Blick und betrachtet das liebliche Kind, das wie ein Engel des Friedens vor ihm steht.

„Marie!“ ruft er hingerissen und die Erinnerung an das Vergangene weit von sich weisend, „Marie! nur an Ihrer Seite kann mir noch Segen werden! O, seien Sie mein! erbarmen Sie sich meiner und verlassen Sie mich nicht! Ohne Ihre Liebe gehe auch ich zu Grunde!“

„Unverschämte Zudringlichkeit!“ tönt die scharfe Stimme der Frau Federlin, die von der Kammer aus das Gespräch gehört hat und nun wie eine Furie durch die Stube nach der offenen Flurthür stürmt. „Gleich geh' hinein!“ Sie schiebt das Mädchen ins Zimmer. „Und Sie, mein sauberer Herr, verlassen augenblicklich dieses Haus! Ich habe Ihnen ein für allemal verboten, uns noch länger lästig zu fallen.“

Verblüfft starrt Karl die Wüthende an.

„Schreien Sie nicht so laut! Ich gehe schon. Auch ohne Ihre Einwilligung werde ich Marie zu finden wissen; sie ist mir freundlicher gesinnt, als Sie es zu wünschen scheinen.“

„Da sei Gott vor! Lieber will ich sie im Grunde der Spree wissen, als daß sie Ihnen etwas gewährt!“

„Schämen Sie sich! So spricht keine Mutter, die ihr Kind lieb hat,“ erwidert der Aufgebrachte. „Jetzt räume ich das Feld, um einen Todten zu besuchen; aber ich komme wieder, mein Recht an die Lebenden lasse ich mir nicht kürzen.“

Grollend steigt er die Treppe hinab; er sieht es nicht mehr, wie sich die empörte Frau plötzlich verfärbt hat, aber das Ausbleiben der schmähenden Fluth, deren Erguß er hinter sich erwartet hat, verräth ihm wenigstens, daß sich die Keifende beschämt fühlt.

In der ersten Droschke, die er antrifft, fährt er hinaus nach dem Friedhofe der Jakobi-Gemeinde. Mit Hilfe des Todtengräbers hat er die gesuchte Stelle bald gefunden. Er legt seinen Kranz auf den frischen Sandhügel. Dann nimmt er den Hut ab und faltet die Hände; aber kein tröstender Gedanke, kein Gebet für die Ruhe des Entschlafenen will sich einstellen. Nur ein einziger Wunsch beseelt ihn: er selbst möchte hier an Schubs Stelle liegen . . . wie süß muß es sein, die Qual des Lebens überstanden zu haben und durch keine Reue mehr gefoltert zu werden!

Gepreßten Herzens wankt er vom Grabe fort und kehrt zur harrenden Droschke zurück. Etwas Unersetzliches ist ihm abhanden gekommen: nicht der unverstandene Dichter dort, der sich so vorzeitig mit Erde zugedeckt hat, nein, etwas anderes fehlt ihm. Bis gestern hatte er immer nur leichtfertig mit seiner Ehre gespielt und, wenn er sie auch oft recht bedenklich einzusetzen wagte, doch immer wenigstens noch einen Theil derselben gerettet; gestern Abend aber hat er sie gänzlich verloren . . . kein Glücksumschwung kann sie ihm jemals wiederbringen!

Wie gebrochen liegt er in seiner Droschke. Vor der Verkaufshalle eines Steinhauers läßt er halten. Er bestellt ein marmornes Grabkreuz und giebt die Inschrift an, mit der das Kreuz versehen werden soll: „Dem Trauerspieldichter Wilhelm Schub... Sein ergreifendstes Stück war die Tragödie seines eigenen Lebens." Er zahlt dem Steinmetz einen Vorschuß und verläßt die Halle. Die Besorgung dieses Liebesdienstes hat seine Sinne gewaltsam abgelenkt; er fühlt sich etwas weniger elend.

Am späten Abende trifft er wieder in Heringsdorf ein. Den Seinen berichtet er, daß er sich von den Auszüglern getrennt habe; er wäre seekrank gewesen und hätte deshalb von Misdroy allein den Rückweg quer durch die Insel Wollin angetreten. Ermüdung vorschützend, begiebt er sich bald zur Ruhe; aber auch in dieser Nacht wird ihm keine Erquickung; wirre, gräßliche Träume martern ihn und er ist froh, als er am andern Morgen mit zerschlagenen Gliedern das schlafgeflohene Lager verlassen darf.

Siebzehntes Kapitel.

Die scheinbar nur am Strande gekräuselte, mit weißen hüpfenden Wellenkämmen übersprenkelte See wirft das Bild einer leicht verschleierten Sonne zurück; weiter draußen erscheint sie einfach-dunkelgrau und unbewegt und am Horizonte setzt sie sich scharf gegen brauendes und mählich dichter werdendes Gewölk ab. Die Fischerboote, die schon früh auf dem Plane waren, sind heimgekehrt; nur ein einziges, dreieckiges Segel steht noch, wie eine röthliche Pyramide, schräg auf der Fluth; es ist ein Schooner, der, Gott weiß wohin, fahren mag; rechts von ihm läßt ein größerer Dampfer seine Rauchwolke wie eine schwarze Trauerflagge langhin flattern.

Ein Unwetter scheint im Anzuge. Mit den Möven, die sich vorsichtig landeinwärts zurückgezogen haben, ist auch die wimmelnde Menge der Badegäste vom Strande verschwunden; nur hier und da wandelt noch eine männliche Gestalt, die Kappe gegen den auffrischenden Wind fest in die Stirn gedrückt, über den feuchten, glattgeschlagenen Ufersand. Auch ein Pärchen schreitet noch vom Badeplatze her

längs des Gestades; es hat den Wind im Rücken und so vermag es noch ohne besondere Anstrengung sich einander verständlich zu machen.

„Es thut mir recht leid," sagt der mittelgroße, kräftige Herr, der seiner Begleiterin den Arm geboten hat, um sie nach dem noch ziemlich entfernten Gisellischen Strandhause zu geleiten. „In den drei Tagen, die ich erst hier bin, habe ich's genau beobachtet. Ihre Frau Tante giebt nur dem Gemahl die Schuld an der Katastrophe; sie macht ihn ganz allein verantwortlich für Antons trauriges Ende, und das ist hart und ungerecht! hätte sich der Unüberlegte nicht zu Thätlichkeiten gegen ein wehrloses Weib hinreißen lassen, das Unglück wäre nimmer geschehen."

Thekla bewegt zustimmend das Haupt; dann wendet sie ihr Antlitz dem erfahrenen Arzte und Freunde zu und fragt:

„Was kann ich aber dabei thun, Herr Geheimrath?"

„Sehr viel, mein liebes Fräulein!" erwidert Doktor Ramm, und sein seelenvoller Blick taucht sich in die braunen Augen des Mädchens. „Sie wissen, daß ich im allgemeinen unsern heutigen Damen nicht gerade allzuviel zutraue; um so mehr erwarte ich von den edlen Ausnahmen Ihres Geschlechts. Wer solche Augen im Kopfe und ein solches Herz in der Brust hat, wie Sie, Fräulein Thekla, der kann auch über die Kluft, die ein Ehepaar trennt, eine Brücke wölben."

Eine Blutwelle stieg in des Fräuleins Wangen; sie ist unsicher, ob nicht nur der Spaßvogel aus den kecken, fast neckisch klingenden Worten des Geheimen Sanitätsraths spricht.

„Schon unzählige Male", hebt sie etwas verlegen an, „habe ich der Tante des Onkels Unschuld an dem traurigen Vorfall zu beweisen versucht . . ."

„Das genügt nicht," unterbricht sie ihr Führer in seiner derben Weise, „Frau von Giselli ist eine stählerne Natur, die mit dem Hammer der Gewissensmahnung bearbeitet werden muß. Sagen Sie ihr, daß ihr Gatte sich ihre ungerechtfertigte Härte zu Herzen nimmt, daß er täglich mehr abmagert und verfällt; sein Zustand ist gar nicht so unbedenklich; wenn ihm plötzlich einmal etwas Menschliches begegnen sollte, was Gott verhüten möge, dann hätte sie sich die bittersten Vorwürfe zu machen, denn nur ihre unnahbare Kälte bringt ihn so herunter und das zu einer Zeit, wo er, wie man sich erzählt, in geschäftlicher Hinsicht von einem noch nicht dagewesenen Glücke begünstigt sein soll. Reden Sie auch Ihrem Herrn Onkel zu, er soll sich durch die scheinbare Unversöhnlichkeit des starren Schmerzes dieser Frau nicht verbittern lassen, er soll ihr voll Nachsicht entgegenkommen; stete Tropfen höhlen den Stein . . . Doch, wem predige ich da Weisheit? Sie verstehen besser, denn ich, wie man das Eis von einem erkälteten Herzen wegthaut."

Ein heftiger Windstoß fuhr über das Wasser, er sauste in den feinen Sand des höher gelegenen Ufers, wirbelte ihn in dichten Wolken empor und trug ihn übermüthig nach anderen Stellen, wo er ihn zu kleinen, unmerklich wachsenden Hügeln wieder anhäufte. Ein banges Heulen ging durch die Luft, fester drückte sich das Mädchen an den wettertrutzigen Begleiter.

„Ich will's versuchen.“ Der Wind riß ihr das Wort vom Munde weg, aber Ramms scharfes Ohr hatte es trotzdem vernommen.

„Das ist brav, mein liebes Fräulein! ... Halten Sie sich nur fest! mich weht es nicht um. Es mag thöricht sein, daß ich mich um die Seelenleiden meiner Pflegebefohlenen kümmere, man erntet selten Dank dafür; aber es ist nun einmal eine adlige Kunst, die ich treibe; noblesse oblige.“

Thekla antwortete nicht; die Bewegung aber, die der Sanitätsrath trotz seines munter scherzenden Tones nicht ganz zu verbergen vermochte, theilte sich auch ihr mit; sie suchte mit der freien Rechten die Hand ihres Führers und drückte sie.

„Sie sind ein edler Freund! Wenn ich einmal fremden Rathes und fremder Hülfe benöthigt sein sollte, darf ich dann bei Ihnen anklopfen?“

„Zu jeder Stunde, und wenn es mitten in der Nacht ist, bin ich für Sie zu haben, Thekla!“ Zum ersten Male hatte er sie beim bloßen Vornamen angeredet; es war ihm so herausgefahren; er wußte selbst nicht, wie es zugegangen war. Er verstummte und dankte im Stillen dem Winde, der eben wieder mächtig aufbrauste und jede weitere Unterhaltung unmöglich machte. Als wieder eine Pause im Aufruhr der Elemente eintrat, rief er, seiner Verlegenheit glücklich Herr werdend:

„Gott sei Dank! da ist die Villa. Nun sind Sie geborgen. Ich kehre nach meinem Gasthofe zurück; mich freut's, einmal die Kraft meiner Lungen zu erproben.“

Thekla kämpfte sich durch den Vorgarten ins Haus, und der Sanitätsrath machte Kehrt und bot die breite Brust dem Wetter dar. Eine unsägliche Lust erfüllte ihn, ein unbeschreibliches Glücksgefühl; er hätte laut aufjauchzen mögen.

Kein lebendes Wesen war außer ihm noch am Strande. Das Heulen des Windes steigerte sich zu donnerähnlichem Getöse. Schneeweiße Flocken tauchten fern auf der bleigrauen Wasserfläche auf; sie kamen näher, tanzten über dunklere, bald grünliche, bald feuersteinfarbene Stellen der empörten Fluth, wuchsen höher und breiter und warfen sich endlich als schaumgekrönte, brandende Wogen zerschellend und wild aufspritzend gegen den Strand. Weithin war die Uferlinie eine einzige, weiße Gischtmasse. Wie ungeduldige Rosse stampften die hier und da noch angebundenen Boote und zerrten an ihren Tauen; es war, als wollten sie ihre Besitzer um Hülfe rufen, denn wenn sie nicht bald losgekettet und höher ans Land hinaufgezogen wurden, liefen sie Gefahr, zerschmettert zu werden. Durch diesen Aufruhr rang sich der Wanderer fröhlich hindurch, den lachenden Frühling im Herzen. Da hörte er vor sich ein klägliches Wimmern, das unter einem umgekehrt auf dem Ufersande liegenden, auf einer Seite durch Stützen etwas aufgerichteten Boote hervorkam. Er trat hinzu und bückte sich. Das Boot bildete gegen den Sturm eine Art schrägen Schirmes und unter diesem Schirm hatte sich ein Mägdlein verkrochen. Es war kaum älter denn fünf Jahre, hockte zusammengekauert am Boden und hielt die mit Bernsteinstücken gefüllte Schürze krampfhaft an beiden Zipfeln fest, während ihr die hellen Thränen über die Wangen perlten.

„Was machst Du denn hier, mein armes Lämmchen?"

Das Kind schlug ein Paar wundervoller blauer, trotz der Thränen ungetrübter Augen auf, starrte den fremden Herrn an und brach dann in um so heftigeres Weinen aus.

„Ei, mein Kind, Du mußt nicht weinen," tröstete der Arzt, der die Lage der hülflosen Kleinen sofort begriff.

„Komm hervor! Ich trage Dich nach Hause. Wo wohnst Du denn?"

„In . . . in . . . Ahlbeck," stammelte die Fassungslose.

„Das ist freilich ein wenig weit. Komm, mein Liebchen! ich bringe Dich einstweilen zu guten Leuten, und wenn der Sturm nachgelassen hat, wird man Dich wieder zu Deiner Mutter führen." Er hatte die Kleine auf den Arm genommen, nachdem er vorher ihren Bernsteinfund sorgsam verwahrt hatte, und wandte sich mit ihr wieder dem Gisellischen Landhause zu.

Beruhigt legte das Kind sein Köpfchen auf die Schulter des freundlichen Mannes; es fühlte sich warm und geborgen.

Thekla kam dem Sanitätsrath im Vorgarten entgegen.

„Doch kein Unglück geschehen?" fragte sie erschrocken.

Ramm schüttelte langsam mit dem Kopfe. „Die Kleine ist heil und gesund. Da! ich vertraue sie Ihnen an." Er reichte sie dem Fräulein hin. „Bergen Sie das Wurm vor dem Sturme . . . es ist aus Ahlbeck. Hui! wie das bläst!"

Die Blicke Theklas und des Arztes begegneten sich nur einen Augenblick; es war wie ein Funkensprühen. Als sie das Kind in Empfang nahm, ging ein ahnungsvoller Schauer

durch ihre Seele; sie neigte glücklich und verwirrt das Haupt und küßte die Kleine auf die gebräunten drallen Wangen.

„So ist es Recht!“ jubelte Ramm entzückt, „eine bessere Vizemutter konntest Du gar nicht finden, mein Kind! Hier sind auch Deine Schätze.“ Er gab die Bernsteinstücke der Kleinen an Thekla ab, nickte der letzteren dankbar zu und verließ den Garten.

Thekla eilte mit ihrer Bürde hinauf nach dem Wohnzimmer, das sie mit der Tante theilte. Auf der Treppe begegnete sie dem Onkel, der eben von Karl kam.

„Was hast Du denn da für eine neue Freundin?“

„Ein sturmverschlagenes Vögelchen. Ich schütze es, bis wieder die Sonne scheint.“ Sie trat an den Onkel heran und flüsterte ihm ins Ohr: „Laß mich fünf Minuten mit der Tante allein; dann kommst Du zu uns, Onkel, ja?“

„Was sollte ich bei Euch?“ fragte er mit einem nicht mißzuverstehenden Seufzer.

„Das wirst Du schon sehen. Nach Sturm folgt Sonnenschein; auch zwischen Dir und der Tante muß heute noch Friede werden. Bist Du einverstanden?“

„Kind, wie wolltest Du das möglich machen?“

„Das laß nur meine Sorge sein. Du kommst doch? Aber pünktlich! nach fünf Minuten!“

Herr Otto von Giselli nickte; seine Hoffnung war eine nur sehr geringe.

Thekla erstieg vollends die Treppe und huschte in das Söllerzimmer. Dort stand die Tante am Fenster und schaute hinaus in das Tosen des Orkans. Sie wandte sich bei

Theklas Eintritt langsam um, sah das Kind auf dem Arme und fragte gleichgültig, fast hart:

„Was soll das Kind?"

„Uns Friede und Freude bringen, liebe Tante. Sieh' nur, was für wunderschöne Augen es hat!" Sie stellte das Mägdlein auf den Teppich und mahnte es freundlich: „Geh hin zu der fremden Dame und gieb ihr die Hand!"

Das Kind gehorchte. Frau Emma ließ theilnahmlos ihre Hand ergreifen, aber auch sie konnte sich dem Eindruck dieser bestrickenden Kinderaugen nicht gänzlich entziehen. Um einen Ton milder fragte sie:

„Wie heißt Du denn?"

„Lieschen." Wie ein Silberglöcklein klang die furchtlose Antwort.

„Der Sanitätsrath hat sie am Strande gefunden," erklärte Thekla, „und hierher gebracht, um sie vor dem Wetter zu bergen. Was mögen die armen Eltern besorgt sein! Du hast doch noch Vater und Mutter?" fragte sie, sich zu Lieschen niederbeugend.

„Ja," versetzte diese. Aus dem kurzen Worte jauchzte das frohe Bewußtsein solchen Besitzes.

„Was ist denn Dein Vater?"

„Min Vader? der is Fischer."

Thekla lachte über das drollige Platt. Sie nahm die Kleine wieder empor und fragte die Tante, die sich in den Lehnstuhl am Fenster niedergelassen hatte:

„Darf ich sie Dir auf den Schoß setzen? Sie ist so verängstigt und zittert vor Kälte."

„Meinetwegen."

Frau Emma empfing die Kleine und fühlte sich von dem Zauber, der aus diesen großen leuchtenden Kinderaugen strahlte, aufs neue ins Herz getroffen. Unwillkürlich strich sie mit ihrer feinen weißen Hand über Lieschens flachsfarbenes Gelock.

Die Nichte kniete neben der Gruppe nieder und schaute glücklich bald in der Tante, bald in des Kindes Angesicht.

„Weißt Du, Tante, daß die Kleine Deine Augen hat? Nein, doch nicht ganz; mehr noch Karls Augen.“

Ohne zu antworten, senkte Frau Emma den Blick in die Augensterne des Kindes.

„Ach!“ hob Thekla wieder an, „es muß doch eine Wonne sein, solch ein süßes Geschöpf sein Eigen nennen zu dürfen! Trotz allen Mißgeschickes bist Du, liebe Tante, auch noch reich und hochbeglückt; Du hast Deinen Karl und weißt, daß er von seinem Vater nicht minder geliebt wird als von Dir.“

Frau Emma schwieg und starrte, in Gedanken verloren, auf die wirren blonden Härchen des Kinderkopfes.

Nach kurzer Pause fuhr Thekla berechnend fort:

„Der arme Onkel! auch er vermag noch keinen Trost zu finden. Er wird immer elender und hinfälliger. Der Sanitätsrath meinte, sein Zustand wäre gar nicht unbedenklich ... wir müssen uns bemühen, ihn zu zerstreuen und aufzuheitern, sonst könnte ihm leicht einmal etwas Menschliches begegnen.“ Die letzten Worte hatte sie stockend hervorgebracht, von ihren langen Wimpern lösten sich zwei schwere Thränentropfen.

Noch immer schweigend schaute die Tante nach der Knieenden; das, was sie da erfuhr, war ihr überraschend genug . . . seit Monden hatte sie sich nicht mehr um das Aussehen ihres Gatten gekümmert.

„Der Sanitätsrath . . . ist wohl zu . . . ängstlich,“ brachte sie endlich gezwungen hervor.

„Ah, ganz gewiß nicht!“ fiel Thekla lebhaft ein. „Sieh Dir nur einmal den Onkel recht genau an . . . er ist ja gar nicht mehr wiederzuerkennen! Möchtest Du Dich . . . nicht seiner . . . ein wenig . . . mehr . . . annehmen?“ In heimlichem Bangen wagte sie die kühne Frage.

„Thekla! was fällt Dir ein?“ grollte die Tante, die sich stolz aufrichtete und der unberufenen Mahnerin einen strafenden Blick zusenden wollte, der aber an der demüthig flehenden Miene derselben alle seine Schärfe verlor. „Hat Dich der Onkel vielleicht beauftragt, mir solches zu sagen?“

„Mit keiner Silbe! aber in den Kummerfalten seines Angesichts lese ich täglich seinen Schmerz und sein sehnendes Verlangen nach einem einzigen lieben Wort von Dir.“ Sie brach in Schluchzen aus und warf sich ungestüm der Ueberraschten an die Brust. „Sei mir nicht böse, liebe, gute Tante! Schau dies Kind auf Deinem Schoße! so hast Du auch einmal Deinen Karl gehalten . . . nun gedenke auch dessen, den Dein Liebling seinen Vater nennt!“

In Emmas Brust kämpften widerstrebende Empfindungen. Sie wollte der Nichte ihre Kühnheit verweisen, aber immer fester fühlte sie sich von deren Armen umstrickt, so daß sie ihr nicht ernstlich zu zürnen vermochte.

„Verzeih' mir, liebe, liebe Tante!“ bat die Schluchzende immer wieder aufs neue.

„Thekla, Du erdrückst mich ja! So laß doch ... Nun ja, ich verzeihe Dir ...“

„Oh, Dank, tausend Dank, Herzenstante! Und nun, bitte, bitte, versuche es auch, den armen Onkel seinem trostlosen Brüten zu entreißen.“

Die Thür ging auf; Herr Otto von Giselli trat zögernd über die Schwelle.

„Emma!“ Nur dieses eine Wort entrang sich seiner gepreßten Brust.

Die also Gerufene ließ das Fischerkind von ihrem Schoße gleiten, stand langsam auf und musterte scheu den Eingetretenen, der ihr allerdings zum ersten Male auffällig verändert vorkam. Zwar wollte sich der alte Widerwille in ihr regen, doch in Anbetracht der welken, leidenden Züge des Gemahls bezwang sie sich und sagte nicht unfreundlich:

„Komm doch näher, Otto, und nimm Platz.“ Auf die Nichte deutend, die schnell die Spuren ihrer Thränen mit dem Batisttüchlein trocknete, fuhr sie erklärend fort: „Thekla hat mir eine kleine Scene gemacht; erst bringt sie mir das Wurm hier herein, das irgendwo am Strande vom Wetter überrascht wurde, dann jammert sie mir vor, wie Du Dich härmst und abmagerst.“ Sie sieht den Gatten voll an und haucht mit zuckender Lippe: „Wir müssen beide mit einander Nachsicht haben ... auch mein Herz ist unheilbar verwundet.“

„Mein armes Weib!“ Otto ergreift ihre kalte Hand und tätschelt sie mit seinen plumpen Fingern. „Es giebt

ein Sprichwort: getheiltes Leid ist halbes Leid. Laß uns zusammen tragen, was uns das Schicksal auferlegt hat;" mit einem tiefen Seufzer fügt er schmerzlich hinzu, „könnte ich's ändern, mein Herzblut gäbe ich darum."

Thekla hat das kleine Lieschen auf den Arm genommen und ist unbemerkt aus dem Zimmer geschlüpft. Draußen steht sie einen Augenblick still und, das Kind gegen ihr übermäßig klopfendes Herz drückend, betet sie: „Du treuer Gott im Himmel, gieb Deinen Segen zu dem, was da drinnen vorgeht!" Dann küßt sie ihre Schutzbefohlene auf den Scheitel und steigt leise mit ihr die Treppe hinab.

Draußen tobt noch immer der Sturm. Das dreieckige rothe Segel hat sich geflüchtet; nur noch der Dampfer ist fern erkennbar. Thekla tritt ans Fenster ihres Erdgeschoßzimmers und sagt zu dem Kinde, das sie noch auf dem Arme hält:

„Guck einmal, Lieschen, wie das Dampfschiff da draußen tanzt; jetzt hebt sich sein Bug hoch aus den Wellen und jetzt taucht er wieder tief in dieselben unter!"

Das Kind sendet einen schläfrigen Blick hinaus, aber der Kampf des Fahrzeuges gegen den Sturm vermag nicht seine Müdigkeit zu verscheuchen; es bettet sein Köpfchen auf Theklas Schulter und schlummert sorglos ein.

Oben nimmt die Unterhaltung ihren unbelauschten Fortgang. Die Fensterläden der Villa werden vom Sturm geschüttelt und klappern und rasseln, als wollten sie jeden Augenblick in Trümmer gehen; aber die beiden Gatten hören es nicht: Otto ist bemüht, als gewandter Diplomat den trutzigen Groll der Gattin zu versöhnen, und Emma

giebt diesen Bemühungen scheinbar nach, um aus solcher Nachgiebigkeit den größtmöglichen Vortheil für ihren Liebling Karl herauszuschlagen.

„Es soll alles vergessen und vergeben sein,“ sagt sie endlich nach längerem Sträuben, „aber unter einer Bedingung, daß Du von Stund an Deine Härte gegen Karl aufgiebst.“

„Ich will alles thun, was Du nur wünschest, obgleich ich mir irgend welcher Härte gegen unsern Sohn nicht bewußt bin . . .“

„Aber, Otto!“ unterbricht sie ihn, „ist es keine Härte, wenn Du einen jungen Mann in seinen Jahren wie einen Schulbuben behandelst und ihm sein knappes Taschengeld groschenweise zumißt? Wohin soll das führen? Merkst Du denn nicht, daß der arme Mensch gedrückt und geknickt ist? Wahrscheinlich hat er Schulden . . .“

„Die ich bezahlen werde,“ erklärt bereitwillig der Banquier. „Er soll mir nur beichten, rückhaltslos . . . und ich will ihn flott machen ohne ein Wort des Vorwurfs.“

„Dies Versprechen nehme ich an; noch heute soll er Dir seine Lage offenbaren. Und noch eins, Otto! Du wirst ihm von jetzt an auch eine größere Zulage bewilligen; der Sohn des Geheimen Kommerzienraths von Giselli darf doch nicht fortwährend in Verlegenheiten und auf die heimlichen Unterstützungen seiner Mutter angewiesen sein.“

„Nein, Emma, das soll er nicht. Wenn er was braucht, soll er zu mir kommen; ich werde nicht schwierig sein. Aber eines muß er auch mir versprechen: nie wieder zu spielen. Das Spiel ist nur für Lumpen und Hungerleider. . .“

Etwas höhnisch zucken die Mundwinkel der Gattin: „Spielst Du nicht an der Börse?"

„Das ist etwas anderes! Das ist ein legitimes Spiel, bei dem der schärfere Blick, die bessere Voraussicht, die klügere Benutzung der Konjunkturen den Gewinn einstreicht; aber nur ein Thor spielt Hazard und vertraut dem blöden Glücke."

„Karl wird nicht mehr spielen, wenn Du ihn so hältst, daß er vor bloßstellenden Lagen gesichert ist."

„Gut! Das soll er mir geloben; es ist das Einzige, was ich von ihm verlange. Emma! ich meine es gut mit Karl; wenn Mr. Smith in Berlin eintrifft, dann ... nun, Du wirst ja sehen ... ich plane Großes, und ehe dies Jahr zu Ende geht, wirst Du dankbar anerkennen, daß ich unsern Sohn richtig dirigirt habe."

Er wagt es, der Gattin zärtlich über das Scheitelhaar zu streichen, und innerlich froh, den häuslichen Frieden nach so langer Gefährdung wiederhergestellt zu haben, watschelt er aus dem Zimmer und begiebt sich hinunter nach dem Erdgeschoß.

„Du bist wahrlich eine kleine Zauberin!" jauchzt er dankerfüllt, wie er die Nichte mit ihrer Schutzbefohlenen am Fenster gewahr wird. Er eilt auf sie zu und umarmt sie mit einem Kusse. „Das werde ich Dir nie vergessen, Du Prachtexemplar von einem Frauenzimmer! Rufe mir Karl! ich will ihm eine Ueberraschung bereiten, die auch Dir Freude machen wird."

Voll heimlichen Bangens trat Karl in die Stube; sein

böses Gewissen machte es ihm unmöglich, dem Vater frei ins Auge zu blicken.

„Du siehst ja miserabel aus," sagte dieser wohlwollend und den Sohn in halb spöttischer Genugthuung musternd.

„Nun, sieh mich nur an, mein Sohn! ich kenne den Grund Deiner Sündermiene. Wie hoch belaufen sich denn Deine Passiva?"

Ein Zittern geht durch Karls Glieder; jedes Wort des Vaters trifft ihn wie ein Keulenschlag. Wenn der Alte wüßte . . .? Doch nein! Dann würde seine Stimme anders klingen. Er überlegt, hebt endlich den scheuen Blick und richtet ihn vom Vater nach der mitanwesenden Base.

„Brauchst Dich nicht zu geniren!" ermuntert Herr Otto, „Thekla ist Deine beste Freundin und . . . sieh! da kommt auch Deine Mutter."

Die Thür hat sich geöffnet, und Frau Emma rauscht erwartungsvoll herein.

„Ich habe allerdings einige drückende Verbindlichkeiten," stottert Karl, der immer noch nicht diese plötzliche Umstimmung des sonst so Gestrengen zu begreifen vermag.

„Papa will Deine Schulden bezahlen," ermuntert die Mutter, die den Arm um des Lieblings Nacken schlingt. „Nun sei auch offen und verschweige nichts."

Oh, wenn nur diese Frauen nicht zugegen wären! Ein solcher Augenblick kommt sicher niemals wieder. Wenn er das Entgegenkommen des Vaters jetzt benützte und ihm reumüthig sein Verbrechen eingestände? Der Alte würde wohl oder übel den falschen Check als den seinen anerkennen müssen, und alle Höllenqual hätte ein Ende. Aber die

Mutter und Thekla . . . nein! lieber würde er Verbrechen auf Verbrechen häufen, als sich in ihrer Gegenwart zu einem so schimpflichen Fehltritt bekennen.

„Nun heraus mit der Sprache!" drängt der Vater. „Ist das Register Deiner Schulden denn so lang, daß Du es nicht aus dem Kopfe zusammenrechnen kannst?"

„Oh, nein, Papa! ich weiß die Summe nur leider allzu genau."

„Dann schieß los! Wie viel ist es?"

„Vierzigtausend Mark." Etwas kleinmüthig stammelt Karl die Summe.

„Vierzigtausend Mark?" wiederholt in eigenthümlich singendem Frageton der Vater. „Nun, sieh einmal! das ist ein ganz netter Anfang, seitdem ich Dir erst vor einem halben Jahre Deine schmutzige Wäsche gewaschen habe . . ."

„Otto!" mahnt verweisend Frau Emmas Stimme.

Der Banquier besinnt sich.

„Ja so, ich will ja nicht rechten. Also vierzigtausend Mark . . . gut! Du sollst sie sofort empfangen . . . noch heute wirst Du Deine Verpflichtungen begleichen und von morgen an habe ich einen schuldenfreien und soliden Sohn. Ich geb's Dir gern, mein Junge," fährt er gutmüthig fort, indem er an Karl herantritt und ihm leicht die Schulter klopft, „aber Du versprichst mir, nie wieder zu spielen?"

„Ich verspreche es."

„So gieb mir die Hand, die Sache ist abgemacht."

Beide schüttelten sich die Rechte; der Sohn hat das Gefühl, als ob er glühendes Eisen in der Hand hielte.

Freudig bewegt sagt die durchs Fenster hinausschauende Mutter:

„Der Himmel bestätigt Euren Friedensschluß. Der Sturm hat sich gelegt . . . da scheint die Sonne wieder!“

Eine grelle Lichtwoge fluthet durch die Scheiben in die Stube.

„Nun will ich auch das arme Kind seinen Eltern wiederbringen,“ erklärt Thekla, in deren Armen Lieschen fest eingeschlafen ist.

Die Gruppe geht auseinander.

Der Banquier nimmt den Sohn mit nach seinem Zimmer und stellt ihm dort eine Anweisung in Höhe von vierzigtausend Mark auf seine Kasse in Berlin aus.

„Du kannst noch heute abreisen. Je eher Du Deine Schulden bezahlst, um so besser.“

Karl nimmt dankend den Schein entgegen. Ach, wenn ihm der Vater diese Güte nur wenige Tage früher bewiesen hätte, die Schmach, die ihn bedrückt, hätte er nimmer auf sich genommen! Doch Muth! mit Geld in der Hand kann man jede Schwierigkeit besiegen . . . auch die Fälschung wird sich auf irgend eine Weise ungeschehen machen lassen!

Am Abende dieses Tages sitzt Frau Emma mit dem Marquis Cabral vor einer Konditorei am Strande und löffelt, zum ersten Mal seit langer Zeit, wieder ihre geliebte Schlagsahne. Ihr Herz ist von einer schweren Last befreit und gefallsüchtig-lächelnd leiht sie ihr Ohr den leidenschaftlichen Worten ihres Freundes und Anbeters.

Karl ist mit dem Courierzuge nach Berlin abgereist; er will in wenigen Tagen zurückkehren.

Der Banquier weilt zu Hause, studirt die noch spät eingetroffenen Depeschen und reibt sich schmunzelnd die Hände. England und Rußland haben den Weg diplomatischer Verhandlungen beschritten; eine afghanische Grenzberichtigung steht bevor, die Kriegsgefahr ist beseitigt; der Cours der „Russen“ steigt zu unerwarteter Höhe. Herr Otto ergreift die Feder und beginnt einen Brief an seinen Socius; er preist das gute Glück, das ihnen lächelt, und trägt Herrn Grafenberg auf, einen Posten „Löben-Wörbitzer Eisenbahnaktien“ zu erwerben, die heute am Börsenschluß zu 76 gehandelt worden sind; daß ihm von anderer Seite die Möglichkeit einer nicht zu fernen Verstaatlichung der betreffenden Bahn zugeflüstert worden ist, davon braucht er noch nichts zn verrathen.

Thekla wandelt unter dem Schutze des Sanitätsraths am Strande auf und ab. Der fast volle Mond gießt sein silbernes Licht auf das noch unruhig athmende Meer; lang und gespenstig dehnen sich die Schatten der beiden Spaziergänger auf dem feuchten Dünensande. Von der Mole bei Swinemünde blinkt das gleichmäßig flammende, gelbliche Licht des Leuchtthurmes herüber, zu dem der rothe Schein der Bakenlaterne auf dem Molenkopfe einen grellen Gegensatz bildet. Längst hat der Sturm die Schwingen gefaltet; es ist wärmer geworden; nur ein kleiner Wall von Tang und Muschelschalen bezeichnet die Linie, bis zu der das brandende Meer emporgewogt hat. Ab und zu braust noch eine kräftigere Welle heran, überstürzt sich am Gestade und spritzt einen feinen Staubregen den Wanderern ins Angesicht.

„Sie werden naß, Fräulein Thekla,“ sagt der besorgte Arzt, „lassen Sie uns höher hinauf gehen.“

Oh nein, Herr Geheimrath; bleiben wir hier am Strande. Mich freut es, diesem Rallentando des Meeres zu lauschen."

„Eine passende Bezeichnung! Es ist Musik in diesem Athemholen der sich langsam beschwichtigenden See. Auch der Sturm im Gisellischen Hause ist friedlich eingewiegt worden und die Fee, die ihn beschworen hat, sind Sie gewesen."

„Ich weiß wirklich noch immer nicht, woher ich den Muth nahm, mich der heiklen Aufgabe zu unterziehen. Ich glaube, es war die Anwesenheit jenes Kindes, die mich meine Scheu überwinden lehrte."

Der Arzt nickte mit seinem gedankenreichen Haupte, dann sagt er, wie zu sich selbst:

„Unschuldigen Kindlein wohnt eine magische Kraft inne . . . es giebt auch große Kinder, die noch ganz andere Wunder wirken, wenn sie sich ihrer Begabung auch kaum bewußt sind."

Thekla glaubt zu ahnen, was er meint; ein banger und doch wonniger Schauer geht über ihr Herz.

„Es wird Zeit, daß wir umkehren," sagt sie befangen, „die Tante beunruhigt sich sonst."

Wenige Minuten später erreichten sie die Konditorei, zum geheimen Leidwesen des dort noch immer weilenden und nun durch sie gestörten Paares.

Achtzehntes Kapitel.

An der Küste hatte der Sturm die drückende Hitze gemäßigt, über dem Binnenlande aber brütete noch eine erstickende Gewitterschwüle. Besonders in dem glühenden Häusermeere der Hauptstadt schmachteten die Lungen nach einem erfrischenden Windhauche.

Karl stand staubbedeckt im Kassenzimmer des väterlichen Bankgeschäftes und unter anderen Verhältnissen würde er die Aermsten bedauert haben, die hier in dieser heißen, durch zahlreiche Gasflammen noch sauerstoffärmer gemachten Luft aushalten und angestrengt arbeiten mußten. Aber so ausschließlich war er durch sein Vorhaben in Anspruch genommen und er zitterte dem Ausgange desselben so bang und gespannt entgegen, daß er für die Schrecken eines Berliner Geschäftszimmers zur Hochsommerzeit gar keine Empfindung besaß. Während der ganzen Fahrt hatte er nur die eine Frage gewälzt: auf welche Weise er am unverfänglichsten wieder in den Besitz seines gefälschten Checks gelangen könnte. Die verschiedenartigsten Pläne waren ihm

aufgetaucht, nach reiflicher Ueberlegung hatte er sie aber alle als unausführbar wieder verwerfen müssen. Schließlich hatte er sich für den Versuch entschieden, ob er bei Versilberung des neuen Checks den älteren würde in Zahlung erhalten können.

Er tritt an die Gitteröffnung des Zahltisches, stellt seinen Hut auf die Marmorplatte desselben und, indem er mit der Rechten sein Notizbüchlein hervorlangt, sagt er möglichst verbindlich:

„Guten Abend, Herr Feßner. Ich bedaure, Sie vor Thoresschluß noch stören zu müssen. Hier . . . dies Geld möchte ich noch abheben.“ Dabei überreicht er dem Kassenbeamten die väterliche Anweisung.

Feßner hält das Papier vor die weit geöffneten Augen und eine unverkennbare Ueberraschung malt sich in seinem faltenreichen Angesicht. Hat denn der Prinzipal all seine Grundsätze vergessen? In so überstürzend jäher Folge wirft er dem leichtsinnigen Herrn Sohne so bedeutende Summen in den Schooß?

Karl sieht den mißtrauisch prüfenden Blick des Kassirers; es ist derselbe Blick, der ihn damals so tödtlich verletzt hat; er möchte aufbrausen und den Unverschämten in die gebührenden Schranken weisen, aber er bezwingt sich und fragt gelassen:

„Wundern Sie sich über die Großmuth meines Herrn Papas?“ Und wie der Kassirer verneinend den Kopf bewegt, fährt er vertraulich fort: „Leugnen Sie es nur nicht, bester Herr Feßner! es geht Ihnen ebenso, wie es mir selbst ergangen ist; mein Vater will mich nun einmal flott machen,

und am Ende sind es doch nur Brosamen, die er von der Tafel seiner neuerdings so riesenhaften Gewinne fallen läßt. Aber ich will Ihnen etwas sagen: mir selbst paßt es nicht, so viel Geld in der Tasche zu haben, zumal ich wahrscheinlich morgen schon wieder an die See zurückkehre. Zahlen Sie mir nur 10 000 Mark baar und geben Sie mir für den Rest den früheren Check auf 30 000 Mark zurück ... ich will ihn mir als Reserve für eine spätere Gelegenheit aufheben."

Wilhelm Feßner zieht die breiten Schultern hoch.

„Bedaure, Herr von Giselli, das ist rein unmöglich; jener Betrag steht bereits zu Buch."

„Nun, das ist doch kein Grund. Sie können die Eintragung ja streichen. Das, was ich Ihnen vorschlage, kommt doch wohl öfters vor ..."

„Bei uns nicht. So lange ich die Ehre habe, die Hauptkasse des Bankhauses Giselli und Kompagnie zu verwalten, ist noch nicht ein einziger Posten in meinen Büchern geändert worden. Dieser Check hier ist auf Sicht ausgestellt; wenn Sie heut das Geld noch nicht wünschen, so präsentiren Sie ihn mir ein andermal." Er will dem Verdutzten das Papier zurückgeben.

Karl überlegt. Baar Geld ist eine Schutz- und Trutzwaffe, er könnte dieser Waffe benöthigt sein, wenn der alte Griesgram dort hinter dem Zahltische noch länger zähe sein sollte.

„Nein, dann bitte ich, mir den ganzen Betrag auszuzahlen," entscheidet er sich kurz und bestimmt.

Der Kassirer verneigt sich; der Check ist richtig und muß honorirt werden. Er wendet sich einem der offenen Schränke zu und fragt geschäftsmäßig:

„Sie wünschen Banknoten?“

„Natürlich!“ klingt die etwas hochfahrende Antwort; doch schon bereut Karl den Ton seiner Stimme; er darf es mit dem steifnackigen Manne nicht gänzlich verderben; verbindlicher fügt er hinzu: „Wenn Sie den ganzen Betrag in Banknoten nicht vorräthig haben, dann nehme ich auch einen kleineren Theil in Gold.“

„Oh, es sind Banknoten mehr da, als wir brauchen,“ erwidert stolz und selbstbewußt der Beamte.

Er legt vier Packete, jedes zu 10 000 Mark, auf den Zahltisch, streift von einem derselben die schützende Papierhülle ab und beginnt, Schein für Schein vorzuzählen.

Mit theilnahmlosem Blicke folgt Karl den Bewegungen der starkknochigen, mageren Hände des Kassirers. Soll er auf irgend eine andere Weise den Alten umzustimmen suchen? Aber sein erfindungsreiches Hirn ist wie gelähmt; wie er es auch anstrengt, nichts will ihm einfallen; das gleichmäßige Zählen nimmt seinen ungestörten Fortgang und steigert die Pein des Rathlosen bis zum Unerträglichen.

„Guten Abend!“ tönt eine frische Stimme hinter ihm. „Ei, Herr von Giselli! welche Ueberraschung! guten Abend!“

Der Begrüßte wendet sich um und erkennt den Disponenten Kurt Feßner, den Neffen des Kassirers.

„Ich kann warten," fährt Kurt bescheiden fort und legt einen Haufen Schriftstücke auf ein Seitentischchen.

Karl nimmt verdrießlich wahr, daß der Unwillkommene bis zur Beendigung des Geschäftes anwesend sein wird; die Möglichkeit, mit Wilhelm Feßner noch unter vier Augen zu verhandeln, ist abgeschnitten. Er grüßt den Disponenten von oben herab und mahnt den Kassirer:

„Eilen Sie sich, mein Bester! Ich habe keine Zeit übrig."

Die Mahnung bleibt ohne jeden sichtbaren Erfolg. Im selben langsamen Zeitmaß setzt der Kassirer die Durchzählung der Banknoten fort. Jetzt erst empfindet Karl, wie drückend schwül es im Zimmer ist; er zieht sein Sacktuch und tupft mit demselben die perlende Stirn.

„So!" sagt der Alte, nachdem er den schützenden Papierstreifen wieder über das letzte Päckchen geschoben hat, „vierzigtausend Mark; die Summe ist richtig gezählt."

Karl nickt gleichgültig und bittet um ein Stück Papier, da er die dicken Packete in den Taschen seines knappen Röckchens nicht unterzubringen vermag; er wickelt den Schatz ein und, ihn in der Hand tragend, verläßt er mit einem gezwungen-freundlichen „Guten Abend, meine Herren!" das Kassenzimmer.

Durch den langen Flurgang des Vorderhauses schreitet er dem andern Seitenflügel zu, ersteigt dort die beiden Hintertreppen, öffnet die Thür zu seiner Wohnung und wirft die Banknoten ingrimmig und enttäuscht auf seinen Schreibtisch. Sein Plan ist schmählich gescheitert! Das gefälschte Papier befindet sich nach wie vor in des Kassirers Verwahrung . . . der Monatsschluß naht, und wenn der

Vater, wie stets um diese Zeit, sein Privatkonto prüft, wird und muß er das Verbrechen des Sohnes entdecken!

„Verfluchter Schuft!" murmelt er im Gedanken an den grundsatzfesten Kassirer, und wieder tönt ein Echo in seinem Innern, das ihm diesen Fluch zurückgiebt. Mit großen Schritten durchmißt er den Raum zwischen Thür und Fenster; bei einem zufälligen Blick durch die Scheiben bemerkt er, wie unten im Hofe die eisernen Laden des Kassengewölbes geschlossen werden.

„Ich muß ihn noch einmal allein sprechen," entscheidet er sich plötzlich. Er eilt zum Schreibtisch, entzündet dort eine Kerze, denn tiefe Dämmerung herrscht bereits im Zimmer, verschließt dreißigtausend Mark in einem Schubfache, steckt den Rest der Summe zu sich, bläst das Licht wieder aus, stülpt den Hut auf und hastet fort. Auf der Straße stellt er sich dem Eingange zum Bankgeschäfte gegenüber auf, so daß ihn der Fahrdamm von dem letzteren trennt, und beobachtet die verschiedenen Personen, die nach und nach das Geschäft verlassen. Franz Grafenberg, der Socius des Vaters, erscheint, das blasse Gesicht desselben mit der kohlschwarzen Bartumrahmung leuchtet einen Augenblick im Scheine der Gaslaterne auf; er wendet sich der unfernen Wilhelmstraße zu und schreitet von dannen. Da kommt Kurt Feßner mit zwei andern Disponenten; munteres Lachen erschallt; einer von ihnen muß wohl einen Börsenwitz zum Besten gegeben haben; der Lauernde kann Kurts frische Stimme deutlich unterscheiden ... Die Glücklichen! ... sie schlagen die Richtung nach der Friedrichstraße ein und bald sind sie verschwunden. Wieder bewegt sich die Haus-

thür — — zwei Gestalten werden sichtbar ... o weh! wenn der Erwartete nur nicht von jemandem begleitet wird! ... Doch nein! es ist der Effekten-Kassirer, der mit dem Couponskassirer Arm in Arm auf die Straße tritt. Auch diese beiden sind in lustiger Unterhaltung ... Carl hört das muntere „Ha, ha, ha!“ des einen, und der andere betheuert lachend: „Eine famose Geschichte! sie ist buchstäblich wahr!“ Sind denn diese Leute bei Sinnen? Wie kann man scherzen und lachen, wenn man bis in die sinkende Nacht gearbeitet und geschwitzt hat? ... Da, endlich! Da kommt der alte Schleicher! Gott sei Dank! er ist allein. Wohin wird er sich wenden? wenn er nur keine Droschke nimmt!

Die Befürchtung Karls ist unbegründet. Wilhelm Feßner ist nicht der Mann, der ohne zwingenden Grund sechzig Pfennige auf die Straße wirft. Wenn der schwarzverhüllte Himmel auch bedrohlich genug erscheint, ein halbes Stündchen kann es immer noch währen, ehe das Wetter losbricht. Seinen Regenschirm als Stütze benutzend, schreitet der Kassirer ausgiebigen Schrittes der Wilhelmstraße zu und wendet sich in derselben rechts, um das Brandenburger Thor zu gewinnen.

Karl hat seinen Lauerposten aufgegeben und folgt in einem Abstande von dreißig bis vierzig Schritten, indem er überlegt, wie und wo er am besten dem Alten beikommen kann. Doch zum Pläneschmieden gehört ruhiges Blut und ein klarer Kopf; je länger er sich aber mit dem vor ihm Schreitenden beschäftigt, umsomehr büßt er die Kraft zu folgerichtigem Denken ein. Er haßt diesen tückischen Schleicher,

der ganz allein die Ursache seiner verzweifelten Lage ist. Wer anders als er hat den Vater gegen ihn aufgehetzt? Wer anders ihm den Kredit verdorben? Wer hat ihm mehrfach ein beleidigendes Mißtrauen bewiesen, wer ist feindlich in den Bann seines heimlichen Liebesverhältnisses eingedrungen, wer hat ihn dem Spiel und schließlich der Fälschung in die Arme getrieben, wenn nicht dieser schadenfrohe, boshafte, gallichte Schuft, dem er hier durch Nacht und Dunkel folgen muß?

Er beschleunigt seine Schritte und will den Alten einholen; doch schon giebt er diesen Vorsatz wieder auf; zu lebhaft ist noch der Menschenverkehr; wenn Feßner, wie es den Anschein hat, sich nach seiner Wohnung in der Haidestraße begiebt, wird sich eine passendere Gelegenheit darbieten.

Nimmt denn die Umzäunung des Bauplatzes für das neue Reichstagsgebäude gar kein Ende? Jetzt ist die Alsenstraße gewonnen, und man hört das Rasseln eines Lastwagens, der sich über die Alsenbrücke nähert. Es wird immer schwüler und dunkler. Gleichmäßig schreiten die beiden hintereinander her. Der bewegliche eiserne Krahn am Nordufer des Humboldthafens wird einen Augenblick im Schein des Wetterleuchtens sichtbar; dann herrscht wieder Finsterniß, aus der die flackernden Gasflammen fast wirkungslos auftauchen.

Jetzt in der öden Haidestraße, die zur Rechten nur von der langen, kahlen Mauer des Hamburger Bahnhofes begrenzt wird und die auch links nur wenige Gebäude zählt, welche aus der Umgebung eines ungemüthlichen Rangier-

und Produkten = Bahnhofes wie verloren aufragen — jetzt wird es Zeit, das entscheidende Wort zu sprechen. Mit langen Schritten gewinnt Karl die Seite des Kassirers.

„Ei, Herr Feßner!" grüßt er knappen Athems, „es ist mir lieb, daß ich Sie hier treffe. Wollen Sie mir in einer diskreten Angelegenheit wohl Gehör schenken?"

Der Kassirer lüftet den Hut, schaut nach seiner nahen Wohnung aus und sagt zögernd:

„Ich weiß nicht, ob ich Sie bitten darf, mit in mein bescheidenes Junggesellen=Heim zu kommen? Wenn es Ihnen angenehmer ist, können wir auch noch ein Stückchen weiterschlendern . . . das Wetter scheint sich noch zu halten."

„Charmant! bleiben wir im Freien! im Zimmer würde es jetzt auch gar zu schwül sein."

Sie gehen bei Feßners Wohnhaus vorüber und erreichen bald den Weg, der sich längs des abgelegenen Nordhafens hinzieht. Vereinzelte Trupps junger Leute, die von der Badeanstalt am Hafen zurückkehren und sich dem drohenden Ausbruch des Gewitters entziehen wollen, eilen an ihnen vorüber; nach und nach hören diese Begegnungen auf; es wird still und menschenleer, kein fremdes Ohr fällt ihnen mehr lästig.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr von Giselli?" beginnt der Kassirer, da der andere noch immer nicht reden will.

Ein schwerer Seufzer entringt sich Karls Brust.

„Herr Feßner, ich nehme an, daß Sie ein zuverlässiger Freund meines Vaters sind und daß Sie alles daran setzen

werden, wenn es gilt, Schaden und Nachtheil von dem Gisellischen Bankhause abzuwenden . . . wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß das, was ich Ihnen anvertraue, streng unter uns bleibt? Daß Sie nie und nirgends irgend welchen Gebrauch davon machen werden?"

Erwartungsvoll hemmt der Kassirer den Schritt; ohne zu zögern, erklärt er:

„Meiner Diskretion sind Sie jeder Zeit versichert, Herr von Giselli; das verspreche ich Ihnen bei meiner Ehre!"

„Gut, ich habe Ihr Wort. So hören Sie. Den Check auf dreißigtausend Mark, den Sie mir neulich honorirt haben, müssen Sie mir morgen früh unbedingt herausgeben; richten Sie die Sache ein, wie Sie wollen; reißen Sie meinetwegen die betreffenden Blätter aus Ihren Büchern . . . es kann Ihnen ja ein Versehen passirt sein, Sie können das Tintenfaß umgestoßen haben . . . aber den Check muß ich wiederbekommen, verstehen Sie? Das Geld dafür steht Ihnen baar zur Verfügung."

„Das ist ein sonderbares Verlangen. Schelten Sie mich nicht ungefällig, aber ich sagte Ihnen schon vorhin, daß dies rein unmöglich ist . . ."

„Mensch!" unterbrach ihn Karl, indem er seine Hand erfaßte und sie heftig preßte, „es muß sein! Begreifen Sie noch immer nicht? Der Check ist . . . gefälscht!"

Als wenn ihm ein Schlag versetzt worden wäre, taumelte der Kassirer einen Schritt zurück, bis dicht an den Rand des Weges.

„Gefälscht? Um Gottes Barmherzigkeit willen, widerrufen Sie dieses Wort!"

„Hier gilt kein Widerruf," zischelte Karl gedämpften Tones, aber mit fürchterlicher Bestimmtheit: „Der Check ist falsch; ich selbst habe die Unterschrift meines Vaters nachgeahmt. Wollen Sie meine Entdeckung, meine Unehre, die Unehre meines ganzen Hauses? Nicht wahr, Sie geben ihn mir wieder?"

Einen schmerzlichen Kampf kämpfte der würdige alte Mann.

„Herr von Giselli," hob er endlich an, und wider seinen Willen legte er auf das Wörtchen „von" einen beinahe höhnischen Nachdruck, „was Sie mir da sagen, das habe ich nicht gehört . . . Sie besitzen mein Wort, und mein Wort ist mir heilig. Einen Check aber, der von mir an der Kasse ausgezahlt und dessen Betrag von meiner Hand gebucht wurde, kann ich nun und nimmer wieder herausgeben; mit meiner Ehre bin ich haftbar, daß er nur in die Hände meines Prinzipals gelangt. Lassen Sie sich berathen: eilen Sie morgen zu Ihrem Herrn Vater zurück und beichten Sie ihm selbst, was ich nicht gehört haben will; er allein ist die Instanz, die Ihre That ungeschehen machen kann . . ."

„Sie wollen nicht?" fragte Karl, dem Angst und Wuth das fiebernde Blut nach dem Haupte trieb.

„Nein! so wahr ein Gott lebt, ich k a n n nicht!"

Ein schwerer Fauststoß vor Feßners Brust war die Antwort. Der Getroffene wankte, verlor das Gleichgewicht und stürzte jählings über die gepflasterte Uferböschung hinab.

Ohne Besinnung, ohne ein Bewußtsein der Verantwortlichkeit hatte Karl zugestoßen; das Ausschnellen seines Armes war ein unwillkürliches, eine Art Reflexbewegung seiner aufs

äußerste gereizten Nerven gewesen. Wie er aber den harten Aufschlag hörte, der von unten heraufschallte, gewann er plötzlich volle Geistesgegenwart und mit eisiger Entschlossenheit überlegte er sein ferneres Verhalten. Der Alte konnte nicht ins Wasser gestürzt sein, kein Aufrauschen des nassen Elementes war vernehmbar gewesen; es galt, zu ermitteln, wo er eigentlich lag. Karl beugte sich über die Böschung hinab, aber er vermochte in der Dunkelheit nichts zu erkennen; ein Hinabklettern über die schräge Fläche war unausführbar. Er verließ den Ort und suchte nach einer der Treppenstufen, die, wie er sich erinnerte, an verschiedenen Stellen zum Wasser hinabführten. Ein grünlich-gelber Schein zuckte über den Himmel, und in diesem elektrischen Aufleuchten der Wolkennacht sah er, wenige Schritte vor sich, eine in das Böschungspflaster gebaute Treppe. Trotz der aufs neue hereingebrochenen Finsterniß gewann er tastenden Fußes glücklich die erste Stufe und stieg vorsichtig hinab; seine Vermuthung erwies sich als richtig: die Böschung senkte sich nicht in ununterbrochener Linie in das Wasser, ein paar Fuß über dem Wasserspiegel lud sie in einem schmalen, kaum einen Schritt breiten Vorsprung aus. Auf diesem Vorsprung mußte der Hinabgestürzte liegen.

Ohne zu zögern betrat der Suchende den gefährlichen Pfad. Durch zeitweise Blitze mehr geblendet als geleitet, schritt er katzengleich vorwärts, bis seine tastende Fußspitze einen weichen Körper berührte. Er zog die Handschuhe aus, steckte sie sorgsam in seine Tasche und bückte sich, um diesen Körper zu befühlen. Ein neues Aufflammen des Luftkreises erleichterte seine Untersuchung: der Kassirer hatte

sich im Sturz überschlagen, mit dem Antlitze und der Brust lag er auf den Steinen des wagerechten Böschungsvorsprungs, die Beine hingen, etwas nach der Seite gedreht, schlaff über die untere Böschung herab und erreichten beinahe das Wasser. Kein Stöhnen, selbst kein Athemzug war vernehmbar; der Gestürzte war entweder betäubt oder todt.

Spähend hob Karl das Haupt und blickte an der Böschung empor; wenn er auch nichts Bestimmtes zu unterscheiden vermochte, sein fast schmerzhaft angespanntes Ohr belehrte ihn, daß da oben keine Zeugen anwesend waren. Nun bückte er sich wieder, faßte mit kräftigem Griff den widerstandslosen Körper und stieß ihn vollends hinab. Ein klatschendes Aufplätschern, ein kurzes Brausen und Gurgeln . . . dann war alles still.

„Hülfe! Hülfe! hier ist ein Mensch ins Wasser gestürzt!“ nur halblaut rief er es, damit nicht etwa Entfernte herangelockt würden; nur für den Fall, daß er aus nächster Nähe beobachtet würde, wollte er sich decken. Ungehört verhallte sein Ruf; nichts regte sich; die Natur schien ausgestorben.

Schnell schritt er auf dem schmalen Pfade wieder zur Treppe zurück; er that dies ohne besondere Vorsicht; wenn er ausglitt, was schadete es? . . . aber sonderbar, er bewegte sich so sicher wie ein Nachtwandler . . . er hätte über ein Seil gehen können, und wäre nicht gefallen. Im Nu war die Treppe erstiegen. Noch einen scheuen Blick nach dem Orte des Verbrechens warf er zurück, dann eilte er entsetzt davon und wäre am liebsten gelaufen, wenn er nicht gefürchtet hätte, sich dadurch zu ver-

rathen. Ein kalter Schweiß bedeckte seine Haut; in den Haarwurzeln empfand er jenes Kribbeln, das ihn früher schon manchmal gepeinigt hatte, aber jetzt war es heftiger, es theilte sich dem Innern des Kopfes mit, ihm war, als ob glühende Nadeln durch sein Gehirn gestoßen würden.

Am Eingange in die völlig menschenleere Haidegasse schüttelte er sich wie im Krampfe; er preßte die Handflächen gegen seine Schläfen, als müßte er den Kopf vor dem Zerspringen bewahren, und stöhnte unverständliche wimmernde Laute hervor; aber das dauerte nur einen Augenblick, schon hatte er sich wieder gefaßt... nur eine ingrimmige, und doch so ohnmächtige Reue über das Geschehene zerfleischte sein Herz. Aengstlich hielt er sich auf der linken Seite, wo keine Häuser waren; niemand durfte wissen, daß er zur Zeit des Frevels in dieser Gegend geweilt hatte.

Einer Droschke erster Klasse, die einen Fahrgast auf der anderen Seite der Straße absetzte und nun nach der Alsenbrücke zu wieder umkehrte, rief er mit verstellter Stimme ein gedehntes „Halt!“ zu.

„Kutscher,“ sagte er, dicht an den Wagen tretend und sich so gegen die andere Seite deckend, „ich bin Arzt und habe es sehr eilig; können Sie mich in fünfzehn Minuten nach der Eisenbahnstraße bringen?“

„Hm!“ machte der Kutscher, „dat is ’n Bisken ville!“

„Ich gebe Ihnen einen Thaler.“

„Na, Herr Doktor, steigen Sie man ’rin. Wat geschafft werden kann, soll geschafft werden.“

Karl schlüpfte in den Wagen, und der schmunzelnde Kutscher trieb sein flinkes Pferd zu rasender Eile an.

Unterwegs zog Karl seine Uhr und stellte sie im Scheine der an ihm vorüberfliegenden Gasflammen um fünfzehn Minuten zurück.

Als er den Eingang der Eisenbahnstraße erreicht hatte — es waren freilich mehr als fünfzehn Minuten vergangen — ließ er halten, stieg aus, zahlte den versprochenen Thaler und ging zu Fuß weiter. Vorm Hause der Frau Federlin blieb er stehen und sah nach dem vierten Stockwerk empor; die Fenster oben waren erleuchtet. Nun trat er ein, erkletterte die Treppen und stand bald der überraschten Marie gegenüber, deren Mutter noch auswärts auf einem Geschäftsgange war.

„Ich komme recht spät,“ sagte er, einen besonderen Zweck verfolgend, „ich habe bei Sachse gebadet und mich zu einem Spaziergange längs des Schlesischen Busches verlocken lassen.“ Er zog seine Uhr und rief überrascht: „Wahrhaftig! schon dreiviertel auf Zehn! Verzeihen Sie, wenn ich mich zu so unpassender Zeit noch nach Ihrem Befinden erkundige.“

„Gehen Sie wieder, Herr von Giselli!“ bat ängstlich das Mädchen. „Wenn meine Mutter zurückkommt, sie könnte denken, daß ich Sie hierher bestellt habe.“

„Und wäre dies wirklich so schlimm? Marie! wie reizend Sie diese Angst kleidet!“ Er wollte ihre Hand ergreifen.

Das Mädchen wich ihm spröde aus.

„Nein, Herr von Giselli. Sie müssen mich verlassen. Mein Gott! wie blaß Sie aussehen! Sie haben sich gewiß

beim Baden erkältet . . . machen Sie, daß Sie nach Hause kommen."

„In der That," stammelte Karl, dem die Bemerkung über sein Aussehen einen lähmenden Schreck einjagte, „ich bin wohl noch zu warm ins Wasser gegangen . . . ich will Ihrem Rathe folgen. Aber . . . wir sehen uns wieder, nicht wahr, Marie?"

„Wenn Sie hübsch artig sind," versprach das Mädchen, ihn nach der Thür drängend. „Jetzt nur fort! . . . Die Mutter muß jeden Augenblick hier sein."

Ehe sie sich's versah, hatte er ihr doch noch einen Kuß geraubt, dann flog er die Treppen hinab, warf sich in die erste Droschke, deren er habhaft werden konnte, und ließ sich nach seinem Klub fahren.

Dort hielt ein durch Sinnengenüsse abgestumpfter, in seinen Erwerbsmitteln ziemlich wahllos gewordener junger Mann die Pharao-Bank. Dicht gedrängt saßen die meisten der anwesenden Klubmitglieder um den Spieltisch; auch der Oberst von Damstedt lauerte in kaum beherrschter Aufregung auf das Ausrufen seiner hoch besetzten zum „Six-le-va" gebogenen Karte.

Karl trat hinter Damstedts Stuhl, zog aus der Brieftasche einen Fünfhundertmarkschein und legte ihn mit vor des Obersten Karte. Er hatte dem Vater zwar gelobt, nie wieder zu spielen, aber was galt ihm jetzt noch ein Gelübde? Abergläubisch wollte er aus dem Schicksal seines Satzes erfahren, ob sein Verbrechen entdeckt werden würde oder nicht; schlug des Bankhalters Karte günstig für ihn, dann würde auch das . . . andere gut verlaufen.

Die Karte fiel rechts, der Oberst hatte gewonnen, und Karl mit ihm.

„Bleib' hinter mir stehen, Vetter!" flüsterte Herr von Damstedt, „Du bringst mir Glück."

Es hätte dieser Aufforderung nicht bedurft. Eine lechzende Gier nach übertäubender Aufregung verzehrte den Ruhelosen. Er wagte Summen, vor deren Höhe er sonst zurückgeschreckt wäre; er bog Parolis auf die unwahrscheinlichsten Möglichkeiten hin; die anderen Spieler vergaßen ihre Karten und sahen gespannt nur noch dem Kampfe zu, der immer hitziger zwischen dem Wagehalsigen und der Bank entbrannte. Es war noch lange nicht Mitternacht, als schon das letzte Goldstück des Bankhalters in des Siegers Tasche wanderte; die Bank war gesprengt; niemand verspürte Lust, es gegen ein so ausgesprochenes Glück noch einmal zu versuchen.

Der Oberst, der ebenfalls einen ganz hübschen Gewinn eingestrichen hatte, begleitete den Vetter bis zu dessen Hausthür.

„Hast einen verteufelten Zügel gehabt, mein Junge! schätze Deinen Gewinn auf mindestens 80 000 Mark; könntest mir ein paar Tausend pumpen."

„Nun, ich denke, Du bist auch nicht leer ausgegangen."

„Du irrst Dich, Theuerster," log schlagfertig der Oberst, „bevor Du kamst, saß ich schon bis über die Ohren im Minus; erst Deiner Intervention verdankte ich's, daß ich wenigstens einen Theil meines Geldes zurückerobern konnte. Wie ist's? willst Du mir helfen?"

„Mit Vergnügen. Hier sind dreitausend ... in meliorem fortunam ... gieb sie mir wieder, wenn Dir's paßt."

„Das nenne ich einen treuen Freund! Vetter Karl, Du bist die Blume aller Edelleute!“

... Sein Alibi hoffte Karl im schlimmsten Falle nun nothdürftig nachweisen zu können; aber trotz dieser Zuversicht fand er keinen erlösenden Schlummer. Das hereindrohende Gewitter entlud sich endlich in einem regenlosen Wirbelsturm, der heulend um die Giebel brauste und vom blendenden Feuerwerk des Wetterleuchtens begleitet wurde. Sobald nur eine Fensterscheibe zitterte, oder die Flurthür seines Schlafzimmers leise klapperte, fuhr er entsetzt in die Höhe und fühlte das Stocken seiner Blutwelle; man hatte ihn gewiß schon als den Mörder ermittelt ... nahten die Häscher, ihn aus dem Bett zu reißen und der irdischen Gerechtigkeit zu überliefern? Er sprang von seinem Lager, schritt barfuß zum Schreibtisch und entnahm einem Schube desselben einen Revolver. Im dämmernden Schein des Nachtlichtes lud er alle fünf Läufe; dann prüfte er noch einmal den Verschluß der Flurthür, legte die Waffe handrecht auf die Marmorplatte des Nachttisches und schlüpfte wieder ins Bett, in dem er ängstlich lauschend und mit offenen starren Augen bis zum Anbruch der Morgendämmerungausharrte.

Neunzehntes Kapitel.

„Wo ist der Hauptkassirer?“ fragte Karl kurz nach der Oeffnung des Geschäftes einen der Disponenten, den er im Kassenzimmer antraf.

„Ich weiß nicht, Herr von Giselli . . . auch ich warte auf ihn . . . Herr Feßner ist sonst immer so pünktlich . . . ich will doch 'mal seinen Neffen fragen.“

Der Disponent ging davon und Karl war allein. Ihm graute vor diesen noch fest verwahrten, eisernen Spinden, die der alte Feßner so oft erschlossen hatte und die er nie wieder erschließen würde. Nur mit höchstem Widerwillen hatte er den Raum betreten, er wollte aber nicht abreisen, bevor er nicht möglichst unbefangen sein Verlangen nach einer Unterredung mit dem Vermißten zur Schau getragen hatte. Scheinbar wartend schritt er vor dem Zahltisch auf und ab. Da streifte sein Blick einen Haufen Zettel, die dicht neben dem Fenster, an einem eisernen Dorn befestigt, an der Wand hingen. Er öffnete die Thür der Schranke, die den Raum in zwei ungleiche Hälften trennte, begab sich hinter die-

selbe und näherte sich dem Fenster, um die Zettel in Augenschein zu nehmen. Es waren allerlei kurze geschäftliche Nachrichten und Telegramme, letztere theilweise mit der Unterschrift seines Vaters versehen. Eine schreckhafte Erinnerung kam ihm. Hastig durchblätterte er die Papiere; hier . . . . Gott sei Dank! Das Glück war ihm günstig! . . . Hier war auch das Telegramm, das er in Heringsdorf gefälscht hatte. Mit jähem Rucke riß er es vom Dorn, zerknitterte es und steckte es in die Tasche. Es war die höchste Zeit gewesen; schon ließen sich die Schritte des zurückkehrenden Disponenten hören.

„Ist mein Onkel noch nicht hier?" fragte verwundert Kurt, der mit dem Kollegen, der ihn gesucht hatte, zugleich über die Schwelle trat.

Karl zuckte die Achseln. Ob der Kassirer von den beiden an ihn geleisteten Zahlungen wohl dem Neffen gegenüber geplaudert hatte?

„Es wäre mir sehr erwünscht," hob er lauernd an, „Ihren Onkel noch vor meiner Abreise zu sprechen. Er hat mir eine Anweisung meines Vaters honorirt . . . Sie wissen wohl schon davon?"

„Ich? Nein, Herr von Giselli! Mein Onkel ist hinsichtlich seiner Kassengeschäfte verschwiegen wie das Grab."

Karl erbebte; dies Gleichniß traf auch im eigentlichen Wortsinn zu . . . war es etwa absichtlich gewählt?

„Nun, im vorliegenden Falle", lächelte er gezwungen, „hätte er dreist sprechen dürfen . . . ich habe gestern für Rechnung meines Vaters vierzigtausend Mark abgehoben, und möchte nun einen Theil der Banknoten in Gold um-

wechseln. Doch . . . ich merke, es wird zu spät für mich . . . Grüßen Sie Ihren Onkel von mir! Adieu, meine Herren!"

Mit verbindlichem Kopfneigen schritt er hinaus. Wenn Kurt die Wahrheit gesagt hatte . . . und das Gegentheil anzunehmen, lag ja keine Veranlassung vor . . . dann war die Auszahlung jener dreißigtausend Mark vorerst noch allen unbekannt und konnte nur bei der Prüfung des Privatkontos durch den Vater zur Sprache kommen. Für diesen Fall mußte Karl seinen Plan fassen, und dieser Plan bot sich ihm ganz von selbst dar.

Mit einer Summe versehen, wie er sie in gleicher Höhe noch nie sein eigen genannt hatte, verließ er das väterliche Haus. Es waren weit über 100 000 Mark, die er bei sich trug, und die strotzenden Taschen wurden ihm lästig. Er nahm einen Wagen und fuhr nach dem befreundeten Mittlerschen Bankhause, dem er den größeren Theil seiner Schätze in Verwahrung gab; dann besuchte er Brasinski, mehrere Läden und auch die Wohnung Moses', des Bruders der Frau Sarah Blüthenthal; überall löste er Schuldscheine ein, oder bezahlte er Rechnungen. Um Mittag war er seinem Versprechen gemäß ein schuldenfreier Mann . . . ach! leider nur schuldenfrei! Hätte er sich doch auch schuldfrei machen können!

Er frühstückte auf dem Bahnhofe und fühlte sich einigermaßen erleichtert, als sich endlich der Zug, der ihn nach Swinemünde bringen sollte, in Bewegung setzte; das Pflaster Berlins hatte ihm gar zu heiß unter den Sohlen gebrannt. Wenn er doch nie mehr nach dieser Hölle zurück-

zukehren brauchte! Wäre der Gewinn, den er gestern Abend gemacht hatte, ein mindestens zehnfacher gewesen, er säße jetzt wahrscheinlich in einem Hamburger Zuge und würde versuchen, ob sich in einem andern Erdtheil die Stimme des Gewissens nicht leichter einschläfern ließe! Wie unendlich lang diese kurze Fahrt währte! Doch was trieb ihn denn in die Nähe seines Vaters? würde nicht jeder Blick, jedes Wort desselben eine stumme Anklage für ihn sein? Heftig fuhr er zusammen, als unterwegs einmal die Wagenthür aufging und der sichtbar werdende Schaffner den vornehmen Fahrgast erster Klasse höflichst um Vorweisung des Fahrscheines bat, er hatte gewähnt, es wäre ein Kriminalbeamter, der ihn festnehmen wollte. Wenn nun das Verbrechen inzwischen entdeckt war, wenn man nach Swinemünde telegraphirt hatte, dann eilte er ja dem Verderben geraden Weges in die Arme! sollte er nicht auf der nächsten Haltestelle aussteigen? Aber wohin dann weiter? Er sah ein, er mußte den Becher der markdurchkältenden Qual bis auf die Neige leeren, und vor allen Dingen galt es, sicher dreinzuschauen und die Miene völliger Unschuld zu heucheln.

„Hast Du eine Ahnung, wo mein Hauptkassirer steckt?“ fragte der Geheime Kommerzienrath den staubigen und erhitzten Ankömmling.

Ein eisiger Schauer rieselte diesem über den Leib.

„So ist er noch immer nicht eingetroffen? Als ich ihn heute früh im Geschäfte suchte, wurde er jeden Augenblick erwartet.“

„Grafenberg telegraphirt mir soeben, daß er bis heute Nachmittag vier Uhr weder an der Kasse erschienen, noch auch in seiner Wohnung gefunden worden sei . . . es ist mir unbegreiflich.“

Karl nickte sinnend mit dem Kopfe und kniff dabei die Lippen zusammen wie einer, der sich in seinen Erwartungen nicht gerade getäuscht fühlt.

„Was denkst Du? Du scheinst mehr zu wissen, als Du sagen willst.“

„Bestimmtes weiß ich durchaus nicht. Ich nehme nur an, daß ein fehlender Kassirer, der nicht durch Unwohlsein zurückgehalten ist, sich auf einem etwas weiten Ausfluge befinden dürfte.“

„Du glaubst wirklich . . . ? Ich kann nicht leugnen, mir ist derselbe Gedanke durch den Kopf gegangen.“

„Stimmt denn die Kasse?“

„Das weiß ich noch nicht. Grafenberg wird hoffentlich das Nöthige angeordnet haben . . .“

„Es sollte mich wundern, wenn alles in Ordnung ist. Ein verschwindender Kassirer nimmt gewöhnlich einen Theil der Kasse mit sich.“

„Wahrhaftig, Karl, Du hast einen hellern Kopf, als ich Dir zugetraut habe! Ich will sofort depeschiren. Morgen eile ich selbst an Ort und Stelle.“

„Und wenn Du erlaubst, begleite ich Dich. Die unvermeidliche Aufregung könnte Dir schaden; Du sollst wenigstens an mir einen Gehülfen haben, der Dir einen Theil der Verdrießlichkeiten abnehmen kann.“

Gerührt durch solche Fürsorge klopfte der Vater den Sohn auf die Schulter.

„Gut, mein Junge; wir fahren zusammen." Fast neckisch fragend fuhr er fort: „Hast Du das Geld erhoben? sind Deine Schulden bezahlt?"

„Alle, Papa. Ich danke Dir nochmals von ganzem Herzen; habe seit langer Zeit wieder zum ersten Male ruhig geschlafen."

„Das freut mich. Nun halte auch die Ohren steif! ich weiß einen Goldfisch ... wenn wir ihn für Dich einfangen, dann wird unser Name in allen fünf Welttheilen einen guten Klang haben ... Hm! hm! daß mir der alte Feßner solche Streiche macht! Das Sprichwort behält Recht: stille Wasser sind tief."

.... Am nächsten Nachmittage saß der Geheime Kommerzienrath mit Grafenberg und Karl in seinem „Kabinet", wie er mit einem Anklang an den Brauch fürstlicher Herrschermacht sein geheimes Arbeitszimmer zu nennen beliebte. In der Hauptkasse herrschte rege Thätigkeit; Der Couponskassirer, der heute durch eine andere Kraft vertreten wurde, prüfte schon seit dem frühen Morgen mit Hülfe mehrerer Disponenten die Feßnerschen Bücher. Von Zeit zu Zeit erschien ein Abgesandter im Kabinet des Prinzipals und meldete den Befund der Dinge. Der Kassenbestand stimmte bei Heller und Pfennig, das Hauptbuch entsprach den Eintragungen der Kladde, die Summen waren richtig gezogen.

„Es ist ein vollkommenes Räthsel," sagte der Prinzipal und juckte sich die Warzen seiner Wange.

„Vielleicht ist er verunglückt,“ bemerkte der besorgte Socius, dessen sonst leichenfahles Antlitz heute von einem wärmeren Ton überhaucht war.

„Das ist kaum anzunehmen,“ erklärte Karl mit überzeugender Sicherheit, „man müßte ihn doch irgendwo gefunden haben; wir hätten dann längst eine polizeiliche Benachrichtigung.“

„Mein Sohn hat Recht;“ stimmte Herr Otto bei, „ein Mann wie Wilhelm Feßner geht nicht wie eine Stecknadel verloren. Wenn er wirklich durchgebrannt ist, dann hat er einen so bedeutenden Vorsprung, daß wir ihn per Draht nicht mehr aufhalten können.“ Er sah das ungläubige Kopfschütteln des noch anwesenden Disponenten und sagte gereizt: „Behalten Sie gefälligst Ihre Meinung für sich! Sie sind ein Kiek—in—die—Welt; was verstehen Sie von den Menschen? Ist mein Privatkonto revidirt?“

„Sehr wohl, Herr Geheimrath,“ erwiderte verlegen der Getadelte, „es ist in bester Ordnung.“

„Ich will es sehen. Man soll es mir hierher senden!“

Der Disponent enteilte bereitwillig dem Bereiche der gewitterdrohenden Laune seines Prinzipals.

Bald darauf trat Kurt Feßner mit der Mappe ein, die sich so oft in des unglücklichen Schubs Händen befunden hatte.

Mißtrauisch betrachtete der Prinzipal den jungen Mann, der, seiner Ansicht nach, anarchistische Anwandlungen hatte und zu alledem der Neffe des Verschwundenen war.

Karl rang nach Luft; seine Brust war wie zugeschnürt.

„Geben Sie her!“ herrschte ärgerlich der Chef, indem er die plumpe Hand ausstreckte. „Wer hat mein Konto abgeschlossen?“

„Ich selbst, Herr Geheimrath,“ erklärte Kurt bescheiden.

„Hm!“ Nur diesen einen Ton brummte der andere, aber er drückte durch denselben unmißverständlich seine ganze Unzufriedenheit mit der Wahl der betreffenden Persönlichkeit aus.

Kurt ließ sich nicht einschüchtern.

„Herr Grafenberg hat es so angeordnet,“ erklärte er herzhaft.

„Das Konto des Herrn Geheimraths ist diesen Monat etwas reichlicher belastet . . .“

„Sparen Sie sich alle unnöthigen Bemerkungen! Ich werde selbst sehen.“

Herr Otto zog aus der Mappe ein Folioblatt mit der Zusammenstellung der für seine Rechnung geleisteten Zahlungen und prüfte zuerst die Summe. Sie war in der That außerordentlich hoch — höher, als er dies, trotz des Aufwandes für die Badereise und des namhaften Geschenkes an seinen Sohn, erwartet hatte. Verwundert las er die einzelnen Posten: „6000 Mark an Frau von Giselli, 4000 Mark dito, 30 000 Mark an Herrn Karl von Giselli . . .“ Er stutzte:

„Dreißigtausend Mark an meinen Sohn? Nur dreißigtausend?“ Und sich an Karl wendend, der möglichst unbefangen aufblickte, „ich habe Dir doch 40 000 Mark angewiesen.“

„Die kommen noch weiter unten,“ erläuterte Kurt Feßner; „diese 30 000 stehen unter einem früheren Datum zu Buch.“

Zweifelhaft schaute der Geheimrath vom Disponenten nach seinem Sohn und von seinem Sohn nach dem Disponenten:

„Das verstehe ich nicht.“

„Ich auch nicht, Papa,“ sagte Karl, näher tretend und über des Vaters Schulter hinweg die Zusammenstellung ins Auge fassend. „Donnerwetter! Das ist zu arg! Hier muß ein großer Irrthum, wenn nicht was Schlimmeres, vorliegen! Ein einziges Mal bin ich in diesem Monat an der Kasse gewesen . . . vorgestern Abend, kurz vor Schluß des Geschäftes . . . und da habe ich die 40 000 auf Deinen Check abgehoben . . .“

„Der andere Check liegt ebenfalls in der Mappe,“ warf Curt geschäftsmäßig dazwischen.

Hastig wühlten Herrn Ottos Finger unter den Belägen. Hier . . . hier war der Check! Wahrhaftig! Dreißigtausend Mark für Rechnung des Prinzipals zahlbar an Herrn Karl von Giselli! Er prüfte die Unterschrift.

„Daß Dich der Satan! . . . Sehr gut nachgemacht! Beinahe hätte ich sie für echt gehalten! Aber ich schwöre mit einem körperlichen Eide, daß ich das nicht geschrieben habe!“

„Da haben wir's ja!“ rief frohlockend Karl. „Mit diesen dreißigtausend Mark dürfte der Herr Kassirer seine Reise bestreiten. Pfui! um einer solchen Lumpensumme wegen! Und daß er mir gerade die Ehre zugedacht hat, mich als

Empfänger vorzuschieben! nun, er konnte mich nie recht leiden! ich will ihm die kleine Bosheit verzeihen.“

„Und Du kannst beschwören, daß Dir dieser Check gänzlich unbekannt ist?“ fragte der Vater mit erhobener Stimme den Sohn.

„So wahr Gott lebt,“ rief dieser feierlich, „ich kenne dieses Papier nicht und habe es nie besessen!“ Er mußte würgen, um den Kloß, den er plötzlich im Halse fühlte, hinunterzuschlucken. Eine Blutwelle war ihm zu Kopf gestiegen; peinlich empfand er die brennende Röthe, die seine Wangen bedeckte.

Der Vater, dem die Veränderung in Karls Aussehen nicht entging, hielt sie für ein Zeichen der Entrüstung.

„So ein Lump! Bestiehlt mich um 10 000 Thaler, wo er mit dem Zehn- und Zwanzigfachen bequem durchgehen konnte!“ Es klang beinahe so, als würde der Herr Geheimrath einen tieferen Eingriff in seine Kasse weniger gewissenlos gefunden haben. „Nun? was schneiden Sie für Grimassen? Soll ich Ihrem Onkel vielleicht eine Ehrenerklärung ausstellen?“ Diese Fragen richtete er scharf und höhnisch an den empört dreinschauenden Disponenten.

„Herr Geheimrath!“ brach dieser in kaum beherrschter Leidenschaftlichkeit aus, „ein Dieb ist mein alter Onkel nicht, dafür will ich jede Bürgschaft übernehmen! Der Check mag gefälscht sein oder nicht, ein Mann wie Wilhelm Feßner hat seine Hand nimmermehr besudelt!“

„Sie vertheidigen den Mann . . . natürlich! ich begreife das vollkommen; die Blutsverwandtschaft mit dem Schelm zwingt Sie dazu . . .“

„Herr Geheimrath, ich bitte dringend, Ihre Ausdrücke vorsichtiger zu wählen," brauste Kurt auf, indem er am ganzen Leibe zitterte.

„Echauffiren Sie sich nicht!" klang Karls boshafte Stimme. Im freudigen Bewußtsein, den Verdacht glücklich auf den Verschwundenen abgeleitet zu haben, konnte er sich nicht die Genugthuung versagen, den gehaßten Nebenbuhler zu verletzen. „Wenn Sie für den Flüchtling allzu eifrig Partei ergreifen, so könnten Sie sich selbst einem schlimmen Verdachte aussetzen . . ."

„Sie werden unverschämt, Herr Karl von Giselli! Wer weiß, wer den Check gefälscht hat? mein Onkel nicht!"

„Hinaus! auf der Stelle, hinaus!" donnerte der Geheimrath, unterstützt von der wuthbebenden Stimme des Sohnes. „Ich kündige Ihnen meinen Dienst . . . kommen Sie mir nicht wieder vor die Augen!"

Kurt Feßner richtete sich zur vollen Körperhöhe empor, und sich zur Ruhe zwingend, sagte er würdevoll:

„Sie begegnen mit dieser Kündigung nur meinen eigenen Wünschen, Herr Geheimrath; der Tag wird kommen, wo Sie die Schmach, mit der Sie ohne jeden greifbaren Grund einen wehrlosen Abwesenden überhäufen, ihm und mir abbitten werden . . . ihm freilich nur, wenn er noch unter den Lebenden weilt, sonst seiner geheiligten Asche. Fluch dem, der diesen Check gefälscht und einen Ehrenmann in Verdacht gebracht hat!"

Ohne zu grüßen, machte er Kehrt und schritt stolz aus dem Zimmer.

„Ha, ha, ha!" lachte ingrimmig der Geheimrath hinter ihm her, „wie ein Theaterprinz tritt er ab! Ich kann den Kerl nicht leiden und bin froh, daß ich ihn los bin."

Grafenberg wiegte unzufrieden das schwarzumbuschte Haupt.

„Sind Sie nicht ein wenig zu hart mit ihm verfahren?"

„Fangen Sie auch noch an?" rief unwillig der Banquier. „Ich kenne das Menschenpack . . . der Lump kommt noch viel zu glimpflich davon, er müßte eigentlich arretirt werden . . . wer weiß, ob er mit dem Spitzbuben von Onkel nicht unter einer Decke steckt?" Er wackelte verdrießlich ein paar mal im Zimmer hin und her. Endlich blieb er vor Karl stehen: „Du fährst sofort nach der Kriminalpolizei und erstattest Anzeige in meinem Auftrage! Der Telegraph soll nach allen Hafenplätzen spielen . . . es kommt mir auf die Kosten nicht an, verstehst Du? Wer mir den Schuft einliefert, erhält dreitausend Mark Belohnung!"

Der Sohn, der den Blick des Vaters nicht länger ertrug, suchte nach Hut und Handschuhen.

„Rege dich nicht auf, Papa!" sagte er, zum Fortgehen gerüstet, „die Sache ist noch besser abgelaufen, als wir hoffen durften . . . er hätte m e h r mitnehmen können." Er strich begütigend mit der behandschuhten Rechten über des Vaters Arm, nickte Herrn Grafenberg zu und empfahl sich.

Herr Otto schmunzelte.

„Ein Prachtjunge! ist wie umgewandelt, seitdem ich seine Läpperschulden bezahlt habe! Ja, ja, mein lieber Grafenberg. Wer Geld hat, regiert die Welt und besitzt den

Schlüssel zum Menschenherzen . . . wir haben's, und unser Stern ist im Steigen. Der kleine Defekt soll uns nicht die Laune verderben!"

Der Socius zog die Unterlippe hoch:

„Auf die zehntausend Thaler pfeife ich . . . die „Russen" haben uns mehr eingebracht. Aber ich glaube, Sie täuschen sich in der Beurtheilung unseres Kassirers . . . wegen solcher Bagatelle trägt Feßner seine Haut nicht zu Markte; sie übersteigt ja kaum seine Kaution . . . ."

„Kaution? Profit Mahlzeit! Die Kaution habe ich ihm letzte Weihnachten herausgegeben, damit er einer Madame Federkiel oder Federleicht oder wie die Hexe sonst heißt, ein Schneidergeschäft einrichten konnte . . . wird wohl eine alte Liebe von ihm sein, der er aufgetragen hat, ihm jetzt nachzufolgen . . ."

„Davon weiß ich ja gar nichts. Unter diesen Umständen müssen Sie mir für die Hälfte der Kaution aufkommen, Verehrtester . . ."

„Weigere mich nicht. Die „Löben-Wörlitzer" können mehr tragen." Er schlug mit der flachen Hand in die Luft.

„Mit Ihren „Löben-Wörlitzern"! Sie stehen heut 75. Ich begreife nicht . . ."

„Lassen Sie mich nur machen, Grafenberg; Sie sind ein Angstmeier. Ich dächte, Sie müßten eingesehen haben, daß ich in gutem Zuge bin."

„Ja, aber woher wissen Sie denn . . .?"

„Ich weiß gar nichts," schnitt der Banquier jede weitere Frage ab, „ich folge meinem Animus, und der hat mich noch nie irre geleitet. Courage, mein Freund! Wenn wir

unser Milliönchen geborgen haben, dann will ich Ihnen mehr erzählen. Es giebt nur e i n Fundament," fuhr er nach kurzer Pause fort, „auf dem sich ein menschenwürdiges Dasein aufbauen läßt: das rothe Gold! alles andere ist dummes Zeug. Sie sehen's an meinem Jungen: mit einer Handvoll Banknoten habe ich seine Jammerlaune kurirt; jetzt geht er mir um den Bart und macht mir die Cour, als ob ich seine Braut wäre." Er rieb sich pfiffig lächelnd die Hände. „Auch Anderer Laune werde ich damit kuriren; auch die Weiber können dem Glanze des Goldes zuletzt nicht widerstehen. Heirathen Sie nicht eher, Grafenberg, als bis Sie in dieser gesegneten Stadt die höchste Einkommensteuer zahlen ... dann können Sie die Aprilmucken eines Frauenzimmers jeder Zeit in ein Maienlächeln wandeln."

... Noch spät am Abende erhielt der Herr Geheime Kommerzienrath eine Drahtnachricht seiner Frau:

„Mein Bruder eben eingetroffen. Morgen erwarte ich Dich. Wichtiges zu entscheiden. Emma."

„Was will denn mein sauberer Herr Schwager?" brummte er verächtlich, „sollte er sich immer noch mit thörichten Hoffnungen tragen? ich bin gerade in der Stimmung, sie ihm auszutreiben."

Er eröffnete dem Sohn, daß er am nächsten Morgen wieder an die See zurückkehren würde. Karl war auch diesmal bereit, den Vater zu begleiten; das Gewitter hatte sich entladen, der Blitzstrahl, der ihn vernichten konnte, war abgeleitet . . . was sollte er noch länger in Berlin?

Beide trafen am Nachmittage in Heringsdorf wieder ein, und während Thekla den zurückgekehrten Vetter gewissermaßen mit Beschlag belegte, um sich seiner Gesellschaft als eines Schutzes wider das zeugenlose Zusammensein mit Herrn von Damstedt zu bedienen, hatte der Banquier eine kurze aber sehr heftige Auseinandersetzung mit seiner Gattin. „In diesem Falle werde ich doch thun, was mir gut dünkt," erklärte er schließlich sehr bestimmt, „ich vertrete Vaterstelle an dem Mädchen und sie soll nicht sagen können, daß ich sie einem . . . Kartenkünstler preisgegeben habe!" Sprach's, stapfte fauchend aus dem Zimmer der Gattin und warf mit lautem Krach die Thür hinter sich zu.

Eine halbe Stunde später verließ der amerikanische Exoberst zähneknirschend das Gisellische Strandhaus; sein Plan, durch den endlichen Gewinn von Theklas kleinem Händchen, das ihm die mitfühlende Schwester durchaus verschaffen wollte und das der Nabob-Onkel ihm schon vergolden würde, seine durch neuere Spielverluste sehr nothleidend gewordene Valuta wieder aufzubessern, war schmählich gescheitert. Er fluchte und wetterte in den Bart, wünschte der ganzen „Emporkömmlings-Bagage" Bankbruch und Untergang und kehrte wuthschnaubend nach seinem Gasthause zurück, wo er hinter einer Flasche Sekt nach und nach Vergessenheit seiner schimpflichen Niederlage fand und auch das Glück hatte, einen reichen Gimpel einzufangen, dem er die gehabten Reiseunkosten und auch noch einen erklecklichen Ueberschuß über dieselben mit vollendeter edelmännischer Höflichkeit im Macao abnahm.

Das kaum wieder hergestellte friedliche Verhältniß

zwischen Otto und Emma hatte aber durch diesen unerwünschten Zwischenfall einen neuen und, wie es schien, unheilbaren Riß erlitten, und der Marquis Cabral durfte an den nächsten Abenden, wenn er mit der schönen Frau am Strande wandelte, ihr um so kühner die Betheuerungen seiner grenzenlosen Verehrung und Ergebenheit ins kleine Ohr raunen.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Erntemonat fand die Gisellische Familie diesmal ausnahmsweise in Berlin. Mr. John Smith war mit seiner Mündel und Nichte, Ms. Alice Stewart, endlich von Paris hier eingetroffen, und Herr Otto von Giselli hatte den Seinen den unweigerlichen Befehl ertheilt, nach der Hauptstadt zurückzukehren. Frau Emma hatte zwar die Nase gerümpft und es für „sehr kleinbürgerlich" erklärt, den Auguststaub in Berlin einschlucken zu sollen, aber der Gatte war durch die Nachricht vom Eintreffen des bewunderten Milliardärs in eine Art Rausch versetzt und gab seine Willensmeinung in so ungewöhnlicher Bestimmtheit zu erkennen, daß ein Widerspruch gegen dieselbe zu den unliebsamsten Auftritten geführt haben würde. So wurden denn die Koffer gepackt, und die verwöhnte Dame fügte sich darein, dem erfrischenden Strande Lebewohl zu sagen und der Berliner Hundstagsgluth entgegen zu dampfen. Bald waren die Fenstervorhänge im Gisellischen Hause wieder zur Seite gezogen, die betreßten Diener eilten wieder

treppauf und ab, und das Leben und Treiben, das sonst erst im Spätherbst in diesen Räumen erwachte, hatte seinen vorzeitigen Anfang genommen.

Karl kannte den Grund dieser beschleunigten Heimkehr. Noch vor wenigen Wochen würde er den väterlichen Erwartungen nicht entsprochen und sich durch nächtliche Besuche in der Eisenbahnstraße gegen den drohenden Ansturm von Beglückungsbemühungen zu stärken gesucht haben; jetzt aber war er wie umgewandelt; in völliger That- und Willenlosigkeit ließ er die Dinge ihren Lauf nehmen; den Plan, trotz aller Schwierigkeiten das hübsche Kind der Armuth zu erobern und die Seine zu nennen, hatte er längst aufgegeben, ja manchmal erschien ihm eine Verbindung mit einer amerikanischen Erbin als einzig möglicher Ausweg aus dem höllischen Labyrinth seiner Verbrecherangst. Als Bräutigam der Ms. Alice würde er Veranlassung haben, sehr bald die Reise über den Ozean anzutreten, und wenn er erst einmal glücklich drüben wäre, sollte ihn keine Macht der Welt mehr zu einer Rückkehr in die von Geheimpolizisten, Schutzleuten und Gensdarmen wimmelnde Spreestadt bestimmen können. Freilich, es waren nur kurze Augenblicke, in denen er sich zur Fassung so weitausschauender Pläne aufraffte; für gewöhnlich dachte er nur an die Qual der Gegenwart, der er trotz unstäten Umherirrens doch nicht entrinnen konnte; bald war er im sommerlich verödeten Klub, um zu lauschen, ob von dem räthselhaften Verschwinden des Kassirers immer noch gesprochen würde, bald schloß er sich wieder in seinem Zimmer ein und

durchsuchte die Tagesblätter nach einem etwaigen Bericht über die Auffindung einer unbekannten Leiche. Aber sonderbar! Der Körper des Vermißten schien im tiefen Grunde der Spree von den Nixen festgehalten zu werden, noch nirgends war er zum Vorschein gekommen. Und doch sollten Wasserleichen nach einer gewissen Zeit an die Oberfläche der Fluth emporsteigen und schwimmend weiter treiben; wie war es zu erklären, daß noch kein menschliches Auge den Leichnam Feßners entdeckt hatte? Oft verspürte er den Trieb, nach dem Orte der That zu gehen und persönlich die Ufer abzusuchen, aber eine unüberwindliche Scheu hielt ihn immer wieder von solchem Unternehmen zurück . . . wenn er nun irgendwo den schwimmenden und wahrscheinlich gräßlich veränderten Körper entdeckte, würde er die Kraft besitzen, von dieser Entdeckung, ohne sich zu verrathen, gebührende Anzeige zu machen? Zwar, wenn auch der Leichnam gefunden wurde — und endlich mußte dieser Fall doch einmal eintreten — dann erwuchs für den Verbrecher noch immer keine unmittelbare Gefahr; der betrügerische Kassirer konnte in einem Anfall verzweiflungsvoller Reue selber den Tod gesucht haben; die irdischen Reste eines Selbstmörders waren keine Anklage für irgend einen andern. Trotz dieser Beruhigung wurde der von Furcht Gemarterte immer bleicher und reizbarer; um die Winkel seiner rothblond überschatteten Lippen lag ein herber, gekniffener Zug; seine dunkelblauen Augen — es waren die Augen der Mutter — verloren den sonnig leuchtenden Schein und blickten bald wie erloschen, bald lauernd aufblitzend, unter den Brauen hervor, zwischen denen jetzt immer eine finstere Stirnfalte lagerte.

„Vetter, ich glaube, Du hast ein wenig Kanonenfieber," neckte ihn Thekla manchmal, wenn er, in sich zusammengesunken, schweigend in einer Fensternische brütete, „Du fürchtest Dich vor der ersten Begegnung mit der famosen Amerikanerin."

„Warum?" fuhr er dann rauh, fast erschrocken auf.

„Weil Du ahnst, daß Du ihren Reizen unterliegen und ihr Deine Freiheit opfern wirst. Habe ich nicht Recht?" Ein schelmisches Lächeln spielte um ihren kleinen Mund. Sie war jetzt immer so fröhlich aufgelegt, da Karl sie mit seinen lästigen Aufmerksamkeiten nicht mehr verfolgte und ihr nun Muße blieb, an einen andern zu denken, der ihr viel lieber und theurer geworden war.

Endlich kam die große Stunde. Ein Miethswagen rollte in die weit geöffnete Thorfahrt des Hauses, und Mr. Smith, eine junge Dame am Arm, stieg über die rothen Läufer der Marmortreppe zu den Prunkzimmern im ersten Stock des Gisellischen Hauses empor.

Die Familie war vollzählig anwesend und sah erwartungsvoll und mit getheilten Empfindungen dem Eintreten der fremden Gäste entgegen. Die Kammerjungfer, die neugierig aus einer Ecke des Flurganges spähte, drückte sich noch fester gegen die Wand, als Friedrich die Flügelthür aufriß und mit tiefer Verbeugung zur Seite trat, um die Besucher bei sich vorbeizulassen.

Ms. Alice Stewart rauschte zuerst herein. Sie war eine mittelgroße, schlanke Erscheinung von außerordentlicher Feinheit und Durchsichtigkeit der Haut, so daß die Adern an ihren Schläfen als zarte, bläulich durchschimmernde

Linien erkennbar waren. Ihr Gesicht war etwas stark knochig; die Stirn, soweit sie unter dem spitzenüberzogenen und mit blaßrothen Röschen geschmückten Strohhütchen sichtbar wurde, schien aus Granit gewölbt. Zwischen den stahlgrauen, selbstbewußt blickenden Augensternen sprang eine scharf geschnittene, schmalflügelige Nase hervor; die frischen purpurfarbigen Lippen wurden durch die vorgeschrägte Stellung beider Zahnreihen, die in stumpfem Winkel aufeinander trafen, an einem vollkommenen Schluß verhindert und gewannen dadurch gelegentlich einen fletschenden Ausdruck. Sie trug ein sahnfarbenes Seidenkleid, dessen glänzende Falten fast völlig unter dem kostbaren Gewebe echter Brüsselspitzen verschwanden; die Dänischleder-Bekleidung ihrer linken Hand verlief unter zwei schweren Goldspangen, die mit ihren erbsengroßen Brillanten einen herausfordernden Glanz ausstrahlten. Auch durch das Spitzengewebe des zierlichen Mäntelchens, das ihren Oberkörper umhüllte, glimmerte das Feuer der zahlreichen Brillanten einer Vorstecknadel.

„Wie unpassend!“ dachte Frau von Giselli, die das Fräulein mit prüfenden Blicken verschlang, „ein junges Mädchen und so protzenhafter Schmuck! Das ist keine Partie für meinen Liebling!“ Sie machte aber ein sehr freundliches Gesicht, drückte die Hand der sie mit lässiger Kopfneigung Begrüßenden und lud sie verbindlich zum Sitzen ein.

Mr. John Smith war ein kleines, zartgebautes Herrchen, das die überraschendsten Widersprüche in seiner äußern Erscheinung vereinigte. Man hätte diesen schmalschultrigen, auf seinen hageren Wangen mit zwei abgegrenzten rothen

Flecken gezeichneten Mann für schwindsüchtig halten können, wenn die Kraft seiner Bewegungen, die Ausgiebigkeit seiner Stimme und die gern von ihm verkündete Versicherung, daß ihm Zeit seines Lebens auch noch nicht ein Finger wehgethan habe, solche Annahme nicht als voreilig widerlegt hätten. Er gehörte mit zu jenen Krösussen, die sich die Herrschaft über den nordamerikanischen Eisenbahnverkehr zu erringen verstanden hatten, und das Bewußtsein einer fast unbegrenzten Macht sprach deutlich aus seinen stolz blickenden, hellen und scharfen Augen und aus den harten, trotzigen Zügen des fleischlosen Antlitzes, dessen untere Hälfte nur in dem breiten, etwas wulstigen Munde und dem rundgewölbten, kräftigen Kinn zu größerer Fülle anstrebte. So machte er zu gleicher Zeit den Eindruck versteckt-listiger Schlauheit, verschlagener Selbstbeherrschung, roher Sinnlichkeit und rücksichtslosester Anmaßung. Er trug einen Anzug aus weißem Waschstoff, ungeschwärzte, mit breiten niederen Absätzen und doppelten Randsohlen versehene Schuhe, und in der Hand hielt er einen leichten, breitkrämpigen Hut aus allerfeinstem Strohgeflecht.

Herr Otto von Giselli staunte mit ungeheurer Bewunderung diesen Finanzkünstler an, der 12 000 englische Meilen Eisenbahn unter seiner Verwaltung hatte und dem allein schon die Erträge seiner Telegraphen und unterseeischen Kabel, seiner Lagerhäuser und „Elevators", seiner Minen, Fabriken und Brücken, gestatteten, alljährlich die ungeheuersten „Effekten"- und Landankäufe zu vollziehen.

„Wie gefällt es Ihnen bei uns in Berlin, Mr. Smith?" fragte er mit dem süßesten Tonfall, der ihm zu

Gebote stand, und seine kleinen Augen blinzelten das Wunder von Milliardär verehrungsvoll an.

„Oh, Berlin ist ein ganz leidlicher Platz . . . pretty considerable;" brummte der Gefragte, und es klang, als ob er Kieselsteine im Munde wälzte, „freilich . . . drüben leben wir besser."

Der Banquier schaute etwas betroffen drein und ein gewisser Widerspruch malte sich in seinen Zügen, aber Karl stimmte durch lebhafte Kopfbewegung dem Amerikaner zu.

„Sie lächeln, Herr von Giselli?" sagte dieser kühl, „Hm! a Yankee is sure to crack up his own country... Jeder lobt seine Heimath . . . aber, ich kalkulire, Ihr Sohn denkt anders, er nickt mir heimlich zu."

„Er kennt Amerika nicht; noch nie ist er drüben gewesen," bemerkte der Vater, obgleich ihm das Verhalten des Sohnes gar nicht unerwünscht war.

„Dann kommen Sie bald zu uns, Mr. Charles!" lud der kleine Herr höflich ein, „es wird Ihnen bei uns gefallen."

„Aber, Vetter, was hast Du denn an unserer Hauptstadt auszusetzen?" schmollte Thekla, die sich über die Anmaßung des Amerikaners ärgerte.

„Sehr viel, theuerste Cousine!" gab Karl zurück. Dann wandte er sich dem Gaste zu: „Sie haben ganz Recht, Mr. Smith, wenn Sie behaupten, daß man drüben besser lebt. Hier seufzen wir unter dem Zwange täglich neu erlassener Gesetze, einer unleidlich gesteigerten polizeilichen Beaufsichtigung, einer steten Bevormundung durch den Staat, bei Ihnen kann jeder, so viel ich weiß, thun und lassen,

was er will; Sie sind frei, und niemand hat Ihnen 'was dreinzureden."

Mr. Smith kniff nun seinerseits die Augen zusammen und blinzelte triumphirend den Banquier an.

„Nun? was sagen Sie, jetzt mein Bester? I'll be blamed!" fuhr er lebhaft auf, „Ihr Sohn spricht die Wahrheit. Hier in Deutschland kauft der Staat die Eisenbahnen und monopolisirt die Telegraphen . . . 'tis a good spec! bei uns bauen und verwalten wir sie selber . . . that smells amazin' different . . . ich möchte kein Deutscher sein. Sie sind ein shwred man, Mr. Charles! kommen Sie bald zu uns!" Er streckte bei dem Banquier vorbei seine knochige Hand nach dessen Sohn aus und drückte dem Letzteren mit ungeahnter Kraft die knackenden Finger.

„Es wird mir eine Freude sein, Mrs. Alice," sagte inzwischen Frau von Giselli zur Mündel des Amerikaners, „Ihnen die Sehenswürdigkeiten Berlins zu zeigen."

„Oh, giebt es hier welche?" fragte ungläubigen Tones die junge Dame.

„Nun, ich denke, einiges wird auch Ihnen neu sein; wir können in gar vieler Hinsicht Paris überbieten."

„Paris war mir sehr langweilig," bemerkte Miß Alice gedehnt, und sie versuchte die Unterlippe in die Höhe zu ziehen, was ihr aber wegen der schrägen Zahn-Stellung nicht recht gelang. „Mein Onkel verkehrte dort nur mit Staatsmännern; aber es giebt da keinen Hof. Ich hätte gern das Hofleben hier kennen gelernt."

Mit schadenfroher Genugthuung vernahm Frau Emma diesen Wunsch. Jetzt bot sich ihr die Gelegenheit, das

übermüthige Fräulein abzutrumpfen und ihr den Unterschied klar zu machen zwischen einer Abkömmlingin des New-Yorker Protzenthums und einer Vertreterin des deutschen Geldadels.

„Ich glaube nicht, daß Ihnen das gelingen wird," bemerkte sie scheinbar harmlos. „Wir leben hier in einer Welt geschichtlicher Ueberlieferungen — sagen Sie meinetwegen: der Vorurtheile. Unser Hof empfängt nur den Adel, die Spitzen der Behörden und die Blüthe der Kunst und Wissenschaft; auch die Haute finance findet Zutritt, aber nur, wenn sie dem Adel angehört oder durch besondere Verdienste um das Staatswohl ausgezeichnet ist."

Der Hieb saß.

Ms. Alice zuckte mit den Schultern und sagte wegwerfend:

„Sehr mittelalterliche Anschauungen, in der That! In Paris haben wir ein halb Dutzend Mal beim Präsidenten der Republik dinirt . . ."

„Der gehört eben nicht zu den im Purpur Geborenen," unterbrach sie Frau Emma, „nicht einmal zum alten Adel; der Foubourg St. Germain kennt ihn gar nicht. Sie werden den veränderten Umständen schon billig Rechnung tragen müssen. Ich habe schon als junges Mädchen in der Hofgesellschaft verkehrt," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „da ich einem alten, grundbesitzenden Geschlechte entstamme;" — daß auch ihr jene Gesellschaft jetzt verschlossen war, das brauchte sie diesem anmaßenden Dämchen nicht auf die Nase zu binden — „ich kann mir denken, wie lebhaft sich jemand für Kreise interessirt, die für ihn zeitlebens den Reiz

des Unnahbaren und Geheimnißvollen behalten. Aber, trösten Sie sich! ich zeige Ihnen dafür anderes, das Sie entschädigen soll."

Es war eine hochmüthig ablehnende Bemerkung, die Miß Alice schon auf der Zunge hatte; aber zufällig streifte ihr Blick das Antlitz Karls, das sich durch die Unterhaltung mit Mr. Smith belebt und flüchtig aufgeklärt hatte; sie verschluckte die Bemerkung und, in der Annahme, daß der junge hübsche Mann der schützende Begleiter seiner Mutter sein dürfte, wenn diese ihr die Sehenswürdigkeiten Berlins zeigen würde, sagte sie ohne Empfindlichkeit:

„I take it very kindly of you; Sie sind sehr freundlich, gnädige Frau."

Als sich die Fremden empfohlen hatten, schritt Frau Emma auf ihren Sohn zu und schaute ihm prüfend in die Augen.

„Eine entsetzliche Person! nicht wahr?"

„Ich habe sie mir nicht näher angesehen, Mama," erwiderte Karl gleichgültigen Tones.

„Sie wiegt schwerer als irgend eine deutsche Fürstentochter!" erklärte Herr Otto mit besonderem Nachdruck.

Die Gattin, die ihn seit dem Korbe, den er in rücksichtslosester Weise ihrem Bruder ertheilt hatte, nur noch mit stummer Verachtung strafen wollte, vergaß ihren Vorsatz und platzte in die höhnischen Worte aus:

„Natürlich ... Du! Du schätzest ein solches Geschöpf nur nach den Groschen, die es einst erben wird!"

„Das ist ein Maßstab, den auch Karl für nicht so ganz verwerflich zu halten scheint; er hat wenigstens dem Vor-

munde der jungen Dame mit gutem Erfolg den Hof gemacht. Bist ein Tausendsassa, Junge!" wandte er sich schmunzelnd an den Sohn, „hast dem Yankee famos nach dem Munde geredet!" und die knarrende Stimme des Amerikaners nachahmend, fuhr er fort: „ich kalkulire, Du kannst ihn nach der Art, wie Du Dich ausgesprochen, schon heute um den Finger wickeln."

„Mit meiner Zustimmung," erklärte die Gattin gereizt, „wird Karl sich niemals um eine solche Emporkömmlingin bewerben."

„Ereifere Dich nicht, Theuerste!" sagte spöttisch der Banquier, „so weit sind wir noch nicht; wenn der Fall aber eintreten sollte, dann kann Karl auf meine volle Billigung rechnen. Ihr Weiber mögt in solchen Dingen ja anders denken; für uns Männer gilt heute mehr denn je der Grundsatz, daß bei der vernünftigen Wahl einer Lebensgefährtin die Besitzverhältnisse ganz allein das entscheidende Wort sprechen." Und ohne die Erwiderung Emmas abzuwarten, wackelte er eilig der Thür zu und verschwand durch dieselbe.

Er stieg über die rothen Läufer der Vorderhaustreppe nach dem Erdgeschoß hinab und begab sich in sein „Kabinet". Kaum hatte er dort einen hastigen, aber zufriedenstellenden Blick in die Schlußcourse der heutigen Börse gethan, als es leise an die Thür klopfte.

„Herein!"

Geräuschlos öffnete sich der Flügel, und ein ziemlich schäbig gekleideter, kleiner, aber muskelstarker Mann huschte vorsichtig ins Zimmer und machte blitzschnell die Thür wieder hinter sich zu. Auf außerordentlich kurzen Beinen

trug er einen breiten, mächtig gewölbten Brustkasten, der von einem gedrungenen Halse und einem viereckigen, borstenstarrenden Kopfe überragt wurde. Sehr lange Arme, die niederhängend fast bis zu den Knieen reichten, gaben seiner Erscheinung etwas Affenähnliches, das durch die unterwürfige Art, mit der er dienerte und seine abgenommene, fettglänzende Mütze schwenkte, noch erhöht wurde.

„Moses!“ grollte der Banquier. „Habe ich Euch nicht verboten, bei Tageslicht in mein Haus zu kommen?“

„Entschuldigen Se, verzeihen Se, gnädigster Herr!“ stöhnte athemlos der Bruder der Frau Sarah Blütenthal, „es ist sehr pressant! eine hochwichtige Sache! bin so frei gewesen, unangemeldet einzutreten, damit mich niemand sehen sollte.“

„Was soll's? was bringen Sie?“

Moses griff in die Brusttasche und holte ein in einem Umschlage steckendes Schriftstück hervor. Er überreichte es dem Banquier und sagte mit einer Stimme, die wie das Kreischen einer verrosteten Thürangel klang:

„Lesen Se, gnädigster Herr! Die Nachricht ist unter Brüdern zehntausend Thaler werth!“

„Schreit nicht so laut!“ herrschte Otto unwillig den Aufgeregten an. „Was wird's denn Großes sein? Irgend eine Spekulationslüge . . . ein Humbug . . . eine . . .“ Er stockte, als er den ersten Blick in das geöffnete Papier gethan hatte. „Wo habt Ihr das her, Moses? wer hat Euch das gegeben?“

„Aha! jetzt sprechen der gnädige Herr aus einem andern Tone! Wer mer's gegeben hat? Gott, der Gerechte!

Gegeben hat mer's niemand ... gekauft habe ich's mit schwerem Gelde, und ich denke, der Herr Baron werden mer die Auslagen großmüthig wiedererstatten."

Der Banquier begriff sofort, daß nur auf unrechtmäßigem Wege dieses Papier in den Besitz des in seinen Mitteln nicht gerade wählerischen Mannes gekommen sein konnte. Er hatte Lust, es dem Gewissenlosen ins Gesicht zu schleudern. Aber das, was hier schwarz auf weiß stand, war in der That unschätzbar; er trat ans Fenster, klemmte mit zitternder Hand sein Doppelglas auf die Nase und verschlang gierig den Inhalt des Schriftstückes. Es war das Protokoll einer Sitzung des Gesammt-Ministeriums, in welcher über die Nothwendigkeit einer Verstaatlichung der Löben-Wörlitzer Bahn Beschluß gefaßt worden war; die einzige Unsicherheit, die der waghalsige Gewinnspäher noch immer empfunden hatte, ob nämlich das Staatsministerium die Vorlage wegen Verstaatlichung der betreffenden Bahn bald machen würde, war durch diese wenigen Zeilen beseitigt. Er ersah aus der Abschrift, daß der Plan zu diesem Unternehmen längst im Ministerium der öffentlichen Arbeiten ausgearbeitet war und daß sich das Gesammt-Ministerium schlüssig gemacht hatte, die Genehmigung dieses Planes allerhöchsten Ortes zu erbitten; die Sache mußte bei Eröffnung des nächsten Landtages vor das Forum der Volksvertretung kommen, und daß ihr dort ein günstiges Schicksal bevorstand, glaubte er aus der ihm bekannten Stimmung der Ausschlag gebenden Parteien mit Sicherheit vorhersagen zu dürfen. Er hätte dem verwegenen Gesellen um den Hals fallen mögen, aber er erinnerte sich, daß er keinen Antheil an dessen licht-

scheuem Thun übernehmen durfte, und sich aufs neue zur Entrüstung aufstachelnd, trat er vom Fenster zurück und schnaubte den erwartungsvoll Harrenden an:

„Halunke! habe ich Dir je den Auftrag zu solchen Nichtswürdigkeiten gegeben? Wahrscheinlich bist Du irgendwo in nächtlicher Weile eingebrochen, um das Original dieser Abschrift einzusehen . . . ich werde Dich der Staatsanwaltschaft anzeigen!"

Verdutzt starrte Moses den Aufgebrachten an.

„Gott der Gerechte, was reden Se fer Stuß, gnädiger Herr! Der Moses ist nicht so meschugge, seinen Hals in die Schlinge zu stecken. Was geht es mich an, wenn Seine Excellenz der Herr Minister einen schlecht schließenden Schreibtisch und einen ungetreuen Kammerdiener hat, der mer . . ."

„Schweig' still, Du Hund! Ich habe nichts gehört und will nichts hören! Wenn Du mir nur eine Silbe von Deinem verbrecherischen Treiben verräthst, so lasse ich Dich festnehmen und übergebe Dich dem Gerichte. Hier hast Du Deinen schmutzigen Wisch . . . steck' ihn schnell ein . . . mit solchen Sachen besudle ich meine Hände nicht. Und nun mach', daß Du fortkommst! wird's bald?"

„Gnädigster Herr Baron!" stammelte der Enttäuschte, „Se werden mer aber erstatten, was ich habe verauslagt im guten Glauben, Ihnen gefällig zu sein. Ich weiß doch, daß Se spekuliren in Löben-Wörlitzern, und hab' mer gedacht, Se würden sich dankbar bezeigen für solchen Dienst . . ."

„Hinaus, Du Schuft! ich habe nichts mit Dir zu

schaffen und kann beschwören, daß ich keine Ahnung von Deinen Schlichen und Ränken habe. Meine Angelegenheiten müssen klar und reinlich sein . . . wenn ich Dich zu was Besserem brauche, werde ich Dich rufen lassen. Hinaus!"

Eingeschüchtert und wie auf den Mund geschlagen, trollte sich Moses von dannen. Der Banquier sah ihm pfiffig grinsend nach, dann platzte er in eine schadenfrohe Lache aus.

„Jetzt bist Du mir mit Haut und Haar verfallen, Du Narr! Was ich gern um hohen Preis erfahren hätte, das habe ich jetzt umsonst erfahren, Dank Deinem blöden Uebereifer! Werde mich wohl hüten, Dich für solchen Dienst zu bezahlen . . . es wird sich eine andere Gelegenheit finden, Dich schadlos zu halten." Er rieb sich die Hände und durchmaß mit schleppenden Schritten das Zimmer. „Ha, ha, ha!" kicherte er verächtlich, „da preist man die Integrität des deutschen Beamtenthums! Welchen Nutzen hat denn das Land davon? Je unbestechlicher ein Beamter ist, desto billiger öffnen uns Bedientenhände ein Hinterpförtchen. Da lobe ich mir Rußland; dort hätte ich hunderttausend Rubel opfern müssen, um den Minister selbst zum Sprechen zu bringen; wo ist nun die größere Sicherheit?" —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Tag- und Nachtgleiche war überschritten; der Herbstwind schüttelte die Bäume hinter dem Gisellischen Hause und streute welke Blätter auf die Astern der Einfassungsbeete.

Frau Emma hatte Wort gehalten: sie hatte der jungen Amerikanerin doch manche überraschende Sehenswürdigkeit der Stadt zu zeigen gewußt, und Ms. Alice war so liebenswürdig gewesen, gelegentlich ein „Enchanting!“ oder „Wonderful!“ durch ihre schräggewachsenen Zähne zu lispeln. Je mehr sich aber das erwähnte Fräulein in die Berliner Verhältnisse einzuleben und am Verkehr mit der Gisellischen Familie Geschmack zu finden schien, je heftigeren Ingrimm trug Frau Emma gegen ihren Gatten im Herzen; sie fürchtete, daß ihr geliebter Karl endlich doch noch am goldenen Angelhaken dieser Fremden hängen bleiben könnte, und für die drohende Durchkreuzung ihrer auf andere Ziele gerichteten Wünsche mußte sie sich an dem eigenwilligen Gatten zu rächen suchen. Ein Mann, wie Otto, ließ

sich aber durch nichts empfindlicher treffen, als durch die rücksichtsloseste Vergeudung seiner Schätze; deshalb streute sie das Geld mit vollen Händen aus und besonders suchte sie den Prunk, den Ms. Alice in ihren Pariser Anzugsschöpfungen entfaltete, durch noch bei weitem ausgesuchtere Pracht zu überbieten. Die Sendungen, welche die ersten Modewaarengeschäfte der Stadt in ihr Haus befördern mußten, nahmen kein Ende; täglich erschien sie in einem neuen Kleide; ihr Schneider war nicht mehr im stande, alle ihre Aufträge auszuführen und mußte sich der Mithülfe anderer Bekleidungskünstler und Künstlerinnen versichern. Den aus einem Topas gebildeten Schirmknopf, den sie in der Hand von Miß Alice gesehen hatte, stellte sie sofort in Schatten durch einen mit Brillanten und Rubinen besetzten Griff, den ihr der Juwelier Unter den Linden für ihren Sonnenschirm hatte anfertigen müssen. Zu den Mahlzeiten, die sie gelegentlich dem New-Yorker Paare anbot, mußte der Koch die allerseltensten Schüsseln, der Kellermeister die kostbarsten Weine liefern; die Blumenläden hatten vollauf zu thun, um alle die Theerosen herbeizuschaffen, die, täglich frisch geschnitten, in Vasen und Körben die Zimmerecken füllten und in flachen, allerlei Sterne und Kreise bildenden Glasgefäßen als anmuthiger Schmuck auf den Damastgedecken der Tafel prangten. An jedem Abende wurden mehrere Theater besucht, und wenn auch einmal eine andere Zerstreuung dem Besuch der Theater vorgezogen wurde, so hatte Herr Otto doch täglich mehrere ganze Logen zu bezahlen, die seine vorsorgliche Gattin zu bestellen niemals unterließ. Aber wenn sie gehofft

hatte, durch so ausschweifende Inanspruchnahme seiner Kasse dem Herrn Gemahl die Laune zu verderben, so hatte sie sich gründlich getäuscht; Herr Otto strahlte vor Vergnügen, und ihre planmäßige Verschwendung schien ihm um so größere Genugthuung zu bereiten, als sie seine Vermögenslage in den Augen des übermüthigen Eisenbahnkönigs um so glänzender erscheinen lassen mußte.

Karl empfand den Taumel, in dem das ganze Haus lebte, nicht gerade unangenehm; dieses rastlose Umherschwärmen, dieses genußsüchtige Sichüberstürzen rettete ihn wohl zeitweise vor der anklagenden Stimme seines unheilbar verletzten Gewissens. Trotzdem wollte diese Stimme nicht zum Schweigen kommen. Er konnte es nicht vermeiden, daß ihm beim Mahle plötzlich Erinnerungen aufstiegen, die ihm den Bissen in der Kehle hemmten und ihn mit Erstickung bedrohten; er konnte die Gedanken nicht verscheuchen, die ihn unvermittelt im Theater überfielen, so daß er gläsernen Auges ins Leere starrte, das Ende des Aktes gar nicht bemerkte und durch den Paukenschlag der beginnenden Zwischenaktmusik erschreckt, jäh zusammenfuhr. Dann lächelte Ms. Alice wohl und sagte halb spöttisch, halb ärgerlich, daß er an ihrer Seite so zerstreut sein konnte:

„Sie sind nervös, Mr. Charles; ich rechne, Sie arbeiten zu viel!“

Betroffen schaute er in das starkknochige, scharf geschnittene Antlitz der Nachbarin, das ihn mit den klugen Augen und dem unschön gestalteten Munde so sphinxartig

anmuthete, und sein verrätherisches Erschrecken kaum bemeisternd, stammelte er:

„Soll das Ironie sein, Ms. Alice? Wenn Sie längst auf Ihrem Lager ruhen und dem Traumgott verstatten, Sie zu besuchen, dann sitze ich meist noch wach vor meinen Büchern und hole in nächtlichem Studium das nach, was ich tagüber in Ihrer Gesellschaft versäumt habe."

„Das klingt ja wie ein Vorwurf. Wenn wir Sie wirklich von Wichtigerem abhalten, dann ist es für uns Zeit, an die Heimfahrt zu denken."

„Das ist Ihr Ernst nicht. Sie erwarten jetzt wahrscheinlich eine Galanterie von mir . . . Doch still! Der Vorhang geht auf."

Dann richtete das Fräulein den Blick wieder nach der Bühne, aber sie überlegte im Stillen, warum ihr Karl die erwartete, artige Redeblume nicht gespendet hatte. Er war der erste junge Mann, der sie nicht mit Aufmerksamkeiten verfolgte. Sonst war sie überall als reiche Erbin gefeiert und heiß begehrt worden, und gerade die durchsichtige Geflissenheit dieser Bewerbungen hatte ihr das andere Geschlecht in hohem Grade verdächtig, fast verächtlich gemacht; hier zum ersten Male begegnete sie jemandem, dem ihre Millionen scheinbar gleichgültig waren, der nicht begehrlich auflođerte, wenn er neben ihr sitzen durfte, ja, der als echter Deutscher in ihrer Nähe noch brüten und träumen konnte. Lohnte es sich nicht, diesen Sonderling umzuwandeln und als überwundenen Sklaven vor den Siegeswagen zu spannen?

Frau Emma, der die Theaterabende schon langweilig wurden, ließ häufig den Marquis Cabral an denselben Theil

nehmen und sie würde ihn ermuntert haben, sich um Ms. Alice zu bewerben und so die Pläne Ottos zu vereiteln, wenn sie es nur über sich vermocht hätte, den gern gelittenen feurigen Bewunderer an die fischblütige und anmaßende Fremde abzutreten. Die Einzige, die ziemlich unbeachtet und antheillos in der Loge saß, und nur ab und zu von dem sich sonst ausschließlich dem Mr. Smith widmenden Banquier ein freundliches Wort erhielt, war Thekla; an manchen Abenden rückte aber auch sie auf einen Stuhl im Vordergrunde der Loge und schaute in heimlicher Wonne hinab in das Menschengewimmel, aus dem dann jedesmal der eigenthümlich vornehme Kopf des Geheimen Sanitätsraths auftauchte, der wunderbarerweise auf einmal Geschmack an Theaterbesuchen fand, zu denen er früher nie die nöthige Zeit gehabt haben wollte.

An einem stürmischen Nachmittage hatte Mr. Smith seinen Berliner Freunden ein glänzendes Mahl in dem von ihm bewohnten Gasthofe gegeben. Der kleine Speisesaal war zu Ehren der Frau Emma in einen Rosengarten umgewandelt, Gewinde aus duftigen Theerosen schmückten die herabhängenden Theile des Tafeltuches und schwebten in anmuthigen Bogen zwischen den Stucksäulen, welche die gefächerte Decke trugen. Hinter einem Schirm aus blühenden Orangen konzertirte ein aus Künstlern gebildetes kleines Orchester. Neben jedem Gedeck stand auf der Tafel eine zierliche silberne Staffelei, und auf jeder Staffelei ruhte statt des Bildes ein viereckiges goldenes Täfelchen, das als Speisekarte diente und

die verschiedenen Gänge des Mahles in eingeschnittenen Schriftzügen angab. Es war dies ein neuerdings von einem amerikanischen Eisenbahnkönig ausgeheckter Scherz, den Mr. Smith prahlerisch nachahmte; schon bei der Suppe bat er seine verehrten Gäste, die kostbare Speisekarte als ein Andenken an den heutigen Tag mit heim nehmen zu wollen. Selbst Otto von Giselli, der an manche geschmacklose Uebertreibung in Berliner Börsenkreisen gewöhnt war, stutzte über diese protzenhafte Aufmerksamkeit und warf einen unsicheren Blick nach dem Gastgeber, der ihm gegenüber zwischen Emma und Thekla saß und an seiner weißen Pikeeweste, wahrscheinlich auch zu Ehren des Tages, statt der Knöpfe haselnußgroße, echte Perlen trug.

Mr. Smith lächelte selbstgefällig und, den stummen Frageblick richtig deutend, schnarrte er gemüthlich:

„Unsere Mittel erlauben uns den kleinen Spaß; nicht wahr, theurer Freund? Sie haben die „Löben-Wörlitzer" nicht ohne Grund gekauft! nicht ein Stück soll an der Börse mehr zu bekommen sein; ich kalkulire, Sie bereiten einen großen Coup vor und garniren uns beim nächsten „Dinner" in Ihrem Hause das Menu mit Brillanten." Ein Lachen folgte diesen Worten, so derb und ohrbetäubend, wie man es den Stimmwerkzeugen des kleinen Herrn gar nicht zugetraut hätte.

Der Geheime Kommerzienrath schaute ein wenig verlegen drein und suchte dem Gespräche bald eine andere Wendung zu geben; der Sanitätsrath Ramm, der mit unter den Geladenen war und sich der Nachbarschaft Theklas erfreute, flüsterte dieser ins Ohr:

„Der Yankee ist gemeingefährlich wie ein in Damenhänden aufgespannter Regenschirm.“

In Ramms Nähe tafelte Sternbühl, der es verstanden hatte, sich in den Bekanntenkreis des vielbeneideten Amerikaners einzudrängen; er hatte nur die letzten Worte des Sanitätsraths vernommen und seinen Vortrag über die Pflichten eines Konservativen jäh abbrechend, rief er laut:

„Diese Metapher verstehe ich nicht. Warum ist ein aufgespannter Schirm gerade in Damenhand gemeingefährlich?“

Dr. Ramm zuckte mit den Schultern und erwiderte trocken:

„Weil er stets die Absicht bekundet, jedem Vorübergehenden die Augen auszustoßen.“ Dann wandte er sich zurück zu Thekla und raunte leise: „Ein Glück, daß ihn die schmutzigen Wattebäuschchen in seinen Ohren verhindert haben, mehr zu erlauschen; er wäre im Stande, mich bei unserem Wirthe zu denunziren.“

Miß Alice erhob entschiedenen Widerspruch gegen des Sanitätsraths Verdächtigung der Damen; eine Amerikanerin wüßte ihren Schirm ebenso geschickt zu handhaben wie irgend ein Gentleman; sie ereiferte sich förmlich bei der Vertheidigung ihres Geschlechtes, und das halbe Hunderttausend Dollars, das sie in Gestalt von Perlen und Brillanten am Leibe trug, flimmerte bei ihren lebhaften Bewegungen in sprühendem Glanze.

„Unser Sanitätsrath ist ein Weiberfeind,“ sagte Frau Emma zu ihrem rechten Nachbar, dem Marquis Cabral;

„er will nichts von jenen flügellosen Engeln wissen, von denen Heine singt:

Lieblich mit den weißen Händen,
Lieblich mit dem schönen Blick,
Schützen Sie den Menschen, wenden
Von ihm ab das Mißgeschick."

„Oh, doch, gnädige Frau!" betheuerte Ramm, und wie zufällig streifte er unter dem Tische das Händchen Theklas, „an die Engel mit und ohne Flügel glaube ich von ganzem Herzen, wenn mir auch der Vers, den Sie da citiren, unbekannt ist; für Heines in Musik gesetzte Rückenmarkdarre habe ich nie geschwärmt; solch Leiden ist mir zu traurig!"

Eine laute Lache des Gastgebers belohnte ihn; Mr. Smith haßte alle Dichter und er witterte irriger Weise im Sanitätsrath einen Gesinnungsgenossen.

„Was sagen Sie zu diesem Ketzer?" fragte Ms. Alice ihren Nachbar Karl.

Der Gefragte fuhr zusammen:

„Was hat er denn gesagt?"

„Nein, das ist zu arg, Mr. Charles! Sie haben wieder geträumt! Giebt es denn kein Mittel, Sie in die Wirklichkeit zurückzurufen? Sind es die Schatten Verstorbener, mit denen Sie Umgang pflegen?"

Er erschauerte bis in das Mark seiner Knochen. War dies nur ein Zufallswort, oder lag ihm irgend welche Absichtlichkeit zu Grunde? Mißtrauisch zwang er seinen Blick in die Augen der Nachbarin, aber beruhigt durch deren

mehr spöttischen Ausdruck, raffte er sich zur reumüthigen Erwiderung auf:

„Sie haben Recht, Ms. Alice; es ist unartig, hier an etwas anderes zu denken, als an unsere liebenswürdigen Wirthe.“ Und das perlende Kelchglas ergreifend, sagte er verbindlich: „Auf das Wohl aller New-Yorkerinnen!“ Er trank in einem Zuge aus und ließ sich sofort wieder einschenken, dann fragte er: „Hören Sie, wie der Sturm heult? Was werden wir heute Abend beginnen?“

„Wir fahren nach dem Diner zu Ihnen. Bei solchem Wetter ist es zu Hause am gemüthlichsten. Ich habe eine Idee .... geben Sie Acht, wir werden uns herrlich amüsiren.“

Nach dem Mahle, das erst in der neunten Stunde sein Ende erreicht hatte, war man denn auch gemeinschaftlich nach dem Gisellischen Hause aufgebrochen; der Marquis und der Sanitätsrath hatten Frau Emmas Einladung bereitwillig Folge geleistet, nur Sternbühl hatte sich, verlegen hüstelnd, entschuldigt und von der Gesellschaft getrennt; er fürchtete, seine eingebildeten Aussichten auf Wiederanstellung im Staatsdienste durch ein Betreten des Gisellischen Hauses zu schädigen.

Die Prunkzimmer im ersten Stock sind erleuchtet. Aus dem großen Balkonsaal mit den perlgrauen Atlastapeten hat man sich nach dem kleineren chinesischen Salon zurückgezogen, um sich dort behaglich niederzulassen; nur den Sanitätsrath und Mr. Smith hat Herr Otto durch den Wintergarten und über die eiserne Wendeltreppe nach seinem im Erdgeschoß liegenden Wohnzimmer entführt, um ihnen

dort die Wohlthat einer ausgesuchten Havanna-Cigarre angedeihen zu lassen: Frau Emma benutzt die Abwesenheit des Arztes und schlägt eine kurze, spiritistische Sitzung vor.

„Oh, gnädige Frau," ruft Ms. Alice erfreut, „Sie kommen meinen Wünschen zuvor! ich soll ein vorzügliches Medium sein."

Thekla wagt einen bescheidenen Einwand, aber sie wird überstimmt; der Marquis ist Feuer und Flamme und rollt schon den benöthigten Tisch mitten ins Zimmer.

Karl schürzt verächtlich die Lippen; er hält jede spiritistische Bemühung für reinen Aberwitz, doch schweigend unterwirft er sich der Stimmenmehrheit und schiebt seinen Stuhl neben den der Amerikanerin.

Cabral sendet noch einen prüfenden Blick durchs offene Fenster, dann schließt er den Flügel wieder und sagt befriedigt:

„Der Sturm hat nachgelassen; der Himmel ist rein gefegt und die Luft trocken und warm. Das ist günstig."

„Die Kerzen müssen ausgelöscht werden," ordnet Frau Emma an.

„Aber Mama, das ist wohl kaum nöthig," bemerkt Karl, „richtige Geister werden sich doch vor dem Lichte nicht fürchten." Es soll spöttisch klingen; aber die Unruhe, die sich seiner bemächtigt, giebt seiner Stimme ein leises Zittern.

„Das verstehen Sie nicht," sagt Ms. Alice überlegen, „Licht und elektrische Induktion wirken störend. Ueber den Geisterglauben sind wir längst hinaus, es handelt sich um rein physikalische Erscheinungen."

„Ihr Unglaube soll eines Bessern belehrt werden, Ms. Alice," versetzt tadelnd der Marquis, „es giebt Geister, die sich nicht spotten lassen."

„Gewiß!“ stimmt Frau Emma überzeugungsvoll bei, „der Verkehr mit den Verstorbenen steht dem Eingeweihten jederzeit offen.“

Karl kann sich eines Schauers nicht erwehren. Am liebsten zöge er sich ganz zurück, aber er fürchtet, auffällig zu werden, und harrt tapfer aus.

Die Kerzen sind verlöscht; ein einziger silberner Armleuchter mit fünf brennenden Wachslichtern ist in den anstoßenden Balkonsaal getragen worden, um ihn von dort im Bedarfsfalle zurückholen zu können. Der Marquis schließt die Thüren nach dem Saal und nach dem Wintergarten, dann nimmt er zwischen Frau Emma und Thekla Platz.

„Ich bitte, Kette zu bilden,“ sagte er mit gedämpfter Stimme.

Man legt die Hände auf den Tisch, und Karl erbebt, wie er tastend je einen ausgespreizten kleinen Finger seiner beiden Nachbarinnen Thekla und Alice berührt. Sollte es wirklich Geister geben? Wenn nun der Ermordete die Gelegenheit benutzte und seinem Mörder erschiene! Wenn Feßners Geist ihn den anderen als Verbrecher bezeichnete? Die Haare bäumen sich ihm . . . die Luft wird ihm knapp. Unsinn! Wir leben im Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts; die Zeit der Gespenster ist vorüber, nur die Reue erfüllt ihn mit so thörichten Vorstellungen.

Eine Weile ist alles still; man hört nur die Athemzüge der Sitzenden, dann und wann ein Geräusch von der Straße her. Auch der Finsterniß paßt sich das Auge mehr und mehr an. Durch die Vorhänge der Fenster dämmert

ein schwacher Schimmer der Gaslaternen; es herrscht ein Rembrandtsches Halbdunkel. Karl hat das Gefühl, als ob es wärmer im Zimmer würde, als ob die elektrische Spannung der Luft zunähme. Ein unbestimmtes Knistern wird hörbar; es mögen Holzwürmer sein, die in den Pfosten der Thüren bohren. Da tönt ein deutlicher Klopflaut. Der von Grauen Erfaßte zuckt zusammen, als ob ihn ein Hammerschlag getroffen hätte, aber im selben Augenblick verwünscht er auch schon seine Nervenschwäche und sucht seine Erregung durch die möglichst gelassene Frage zu verbergen:

„Was war das?“

„Still, Mr. Charles!“ giebt Ms. Alice leise, aber bestimmt zurück. „Stören Sie die Sitzung nicht! Es wird sich noch mehr ereignen.“

Wiederum herrscht Stille. Nach einer Weile klopft es wieder . . . ein zweites Mal . . . kurz und scharf . . . Der Ton scheint aus der unteren Tischplatte zu kommen.

Karl schüttelt die Furcht ab. Es wird Ms. Alice sein, — tröstet er sich — die auf irgend welche Weise uns zu foppen sucht. Immerhin! ich will mich nicht mehr narren lassen.

„Wer ist der Geist, der sich durch Klopflaute mit uns in Verbindung setzen möchte?“ frägt Cabral mit der Würde eines Beschwörers, und, lang geübtem Brauche folgend, fügt er hinzu: „Ich werde das Alphabet aufsagen; möge der Geist die Buchstaben seines Namens bezeichnen.“ Er beginnt mit A, das von einem scharfen Klopfen begleitet wird; wie er aber B ruft, hört das Klopfen schon auf.

„Also A," erklärt Cabral. Leise flüstert er seiner Nachbarin, Frau Emma, zu: „Ich ahne, wer es ist."

„Ich auch," haucht diese schwärmerisch zurück.

Das Aufsagen des Alphabets hebt von neuem an; die Klopflaute setzen kräftig ein und enden diesmal beim Buchstaben N. Durch Wiederholung dieses Verfahrens wird der Name Anton ermittelt; es ist der Geist des verstorbenen ältesten Sohnes, der seine Mutter sprechen will.

„Sind Sie jetzt bekehrt?" frägt triumphirend der Marquis die New-Yorker Dame.

„Abwarten!" sagte diese unbeirrt; ihre Zweifel an der Geistertheorie sind nicht gehoben.

Frau Emma, ganz verzückt, richtet verschiedene Fragen an den theuren Unsichtbaren, der so freundlich ist, ihr durch seine Gegenwart den Beweis von der Unsterblichkeit der Seele zu erbringen, aber die Art und Weise, wie seine dunklen und durchaus ungenügenden Antworten durch unausgesetztes Klopfen und Buchstabiren mühsam zusammengelesen werden müssen, ist außerordentlich umständlich und langweilig; Karl allerdings segnet dieses langweilige Vorgehen, denn es giebt ihm die Herrschaft über sich selbst zurück; seine Beängstigungen schwinden und machen nach und nach einer mehr spöttischen Stimmung Platz. Er fühlt, eine so harmlose Unterhaltung kann ihm nie gefährlich werden.

Nachdem der Geist Antons entlassen ist, löst man die Kette, um sich von der gehabten Anstrengung auszuruhen. Cabral holt den Armleuchter aus dem benachbarten Saale, stellt ihn auf ein lackirtes Schränkchen in der Zimmerecke und wendet sich mit erhobenen Händen an Thekla:

„Gestatten Sie es mir, gnädiges Fräulein? Nur fünf Minuten! nur um Ms. Alice zu beweisen, daß unsere Medien denen in New-York nichts nachgeben.“

Thekla tritt ängstlich einen Schritt zurück:

„Nein, Herr Marquis, bitte schonen Sie meiner. Der Sanitätsrath wünscht nicht . . .“

„Ach, mit Deinem Sanitätsrath,“ sagt achselzuckend Frau Emma, „ich übernehme jede Verantwortung. So ziere Dich doch nicht länger! ich wünsche es!“

„Bitte, bitte, liebes Fräulein,“ unterstützt Ms. Alice die andern, „mir zu Gefallen!“

Schon hat sich die von allen Seiten Bestürmte gefügt; sie sitzt auf einem steillehnigen, lackirten Sessel, und Cabral, der vor ihr steht, sieht sie mit unheimlich aufleuchtenden Augen an und bewegt die Spitzen seiner ausgestreckten Finger dicht vor ihrem Angesicht. Erst leistet sie dem ihr unbegreiflichen Einflusse des heimlich Verabscheuten einen gewissen Widerstand, allein bald fühlt sie ihre Kraft ermatten, sie schließt die Augen, ihre Haut wird kühl und bedeckt sich mit kaum sichtbaren Thautröpfchen: sie ist in starrsuchtähnliche Bewegungslosigkeit versunken.

Ohne den Blick von ihr fort zu wenden, streckt der Marquis seine Hand nach Frau Emma aus:

„Geben Sie mir irgend einen Gegenstand, den sie am Leibe tragen!“

Diese reicht ihm ihr Taschentuch. Er drückt es der Schlafenden in die Hand und frägt laut, fast herrisch:

„An wen denkt die Besitzerin dieses Tuches?“

„An Anton von Giselli," tönt nach kurzer Pause die Antwort.

„Er liegt auf dem Sopha im Erdgeschoß . . . Der Arzt entblößt seinen Oberkörper . . . ein breiter Messerstich klafft in seiner Brust . . ." In einem undeutlichen Murmeln erstickt der fernere Bericht der Schlafwachen.

„Richtig?" frägt Cabral mit einem Blicke nach der Herrin des Hauses.

Diese bewegt zustimmend das Haupt und fährt in Ermangelung des fortgegebenen Tuches mit dem Handrücken über ihre sich feuchtenden Wimpern.

Cabral scheint durch seinen Erfolg zu wachsen. Im Vollbewußtsein seiner Macht bittet er Miß Alice um eins ihrer Armbänder, aber diese erklärt ausweichend:

„Erst Mr. Charles! Nachher will ich ihr auch meine Gedanken preisgeben."

Karl hat seine Base noch nie in solchem Zustande gesehen; er traut seinen Augen kaum; ist es Wirklichkeit oder ein abgekartetes Spiel? Auf Cabrals Aufforderung greift er zögernd in seine Tasche und holt einen Handschuh hervor.

„Da!" sagt er mißtrauisch lächelnd, „machen Sie schnell, damit die Aermste bald erlöst wird."

Wieder legt der Marquis den Handschuh auf die wie gelähmt im Schooße ruhende Rechte der Seherin.

„Wem gehört dieser Handschuh?"

„Meinem Vetter Karl."

„Woran denkt Ihr Herr Vetter?"

Keine Antwort.

„Woran denkt er? Bitte, bemühen Sie sich!"

Die Gefragte wird unruhig. Die Züge ihres Angesichts verrathen eine gewisse Anstrengung; es scheint, als ob sie ein Hinderniß zu überwinden bestrebt ist.

„Es . . . ist . . . so dunkel. Ich kann nicht deutlich sehen."

„So strengen Sie sich ein wenig an!" ermuntert Cabral die Ringende.

„Jetzt!" ruft sie erleichtert, „jetzt, im Scheine des Blitzes, habe ich's erkannt. Eine dunkle Wasserfläche . . . hohe, gemauerte Uferböschungen . . . im Hintergrunde eine Kirche mit ragendem Thurm. Wieder blitzt es . . . es wird immer heller . . . Auf einem Mauervorsprung, dicht über dem Wasser liegt ein menschlicher Körper . . . mein Vetter steht vor ihm . . ."

„Halt! Wach auf!" tönt Karls kreischende Stimme. Gleichzeitig erfolgt ein klirrender Schlag; ein Sausen wirbelt durchs Zimmer, die Kerzen im Armleuchter sind erloschen; es herrscht tiefe Finsterniß.

Ein jäher Schreck hat sich der Gesellschaft bemächtigt. Die Thür zum erleuchteten Wintergarten öffnet sich, und Herr Otto, der mit Mr. Smith und dem Sanitätsrath auf der Schwelle erscheint, frägt verwundert:

„Ihr sitzt im Dunkeln? Mein Gott, was treibt Ihr denn? Und wie es hier zieht! Karl, mach' doch das Fenster zu!"

Der Sohn gehorcht. Gezwungen lachend und seine Worte überstürzend, sagt er:

„Gut, daß wir gestört wurden! Thekla hat uns eine famose Vorstellung im Gedankenlesen gegeben; mit mir

hat sie freilich Unglück gehabt; die Erinnerung an meinen seligen Bruder hat sie zu allerlei Visionen verführt, die mit meinen eigenen Gedanken keine Spur von Verwandtschaft besaßen. Der Wind hat sich wieder aufgemacht . . . Herr Marquis, Sie haben vorhin das Fenster nicht fest geschlossen . . . ich will doch Licht holen.“ Er nimmt den Armleuchter und eilt mit demselben nach dem Balkonsaal, um die verlöschten Kerzen dort wieder zu entzünden.

Kaum tragen ihn die Beine, durch seine den Leuchter haltende Hand geht ein fiebrisches Zittern; kalter Schweiß bedeckt seine Stirn. Am liebsten flöhe er nach seinem Zimmer und überließe die Gesellschaft sich selbst; aber solche Flucht könnte ihm verderblich werden; es gilt, der Gefahr keck ins Auge zu sehen; er kehrt mit den brennenden Kerzen wieder zu den andern zurück.

Der Sanitätsrath hält die Hand der so jäh erweckten Thekla, und gegen Frau von Giselli gewendet, sagt er vorwurfsvoll:

„Sie hätten es durchaus nicht dulden sollen, gnädige Frau. Derartige Katalepsien, durch den Willen unerfahrener Laien hervorgerufen, sind geradezu gesundheitsschädlich. Geben Sie sich dazu nicht mehr her, Fräulein Thekla! ich verbiete es Ihnen als Arzt,“ und leise, so daß es nur sein Schützling vernehmen kann, fügt er hinzu: „und als Ihr Freund.“

„Es dauerte höchstens drei Minuten,“ entschuldigt sich der etwas betroffene Marquis.

„Auch drei Sekunden wären vom Uebel gewesen,“ beharrt der ernstlich aufgebrachte Arzt.

„Aber, verehrter Herr Sanitätsrath," versetzte Karl, und er giebt sich den Anschein, als ob ihn der Vorfall ausnehmend unterhalten hätte, „die ganze Geschichte war ja wohl nur ein Scherz."

„Sie irren, Herr von Giselli;" belehrt ihn Ramm ungeduldig, „die Kundgebungen des träumenden Mittelhirns, das sich der Herrschaft des wachen Bewußtseins entzogen hat, sind durchaus kein Scherz. Das liebe Publikum verhält sich dieser Materie gegenüber noch immer wie die Kinder; entweder sieht es, spiritistisch abergläubisch, in jedem umgefallenen Regenschirm — wie einer unserer Philosophen sagt — die Offenbarung einer Geisterhand, oder kritiklos und oberflächlich erklärt es alles für unmöglich, was nicht zu seinem beschränkten Weltbilde paßt. Der Laie sollte sich mit solchen Dingen nie befassen; überlassen Sie, meine Herrschaften, dieselben doch der Wissenschaft, als dem allein zuständigen Forum. Haben Sie sich wieder erholt, Fräulein Thekla? Ja? Hm! Ihr Puls ist wieder normal . . . jetzt verordne ich Ihnen aber: ziehen Sie sich sofort zurück und begeben Sie sich zur Ruhe; dies ist durchaus nöthig." Er drängte sie, liebevoll besorgt, dem Ausgange zu, wo sich das Fräulein gegen die andern verneigte und den Vetter mit einem unsicheren, zweifelhaften Blicke streifte.

„Gute Nacht, Bäschen!" rief Karl, „verbanne die traurigen Erinnerungen an meinen armen Bruder und träume was Hübsches."

Thekla ging davon und auch der Sanitätsrath schützte noch dringende Krankenbesuche vor und empfahl sich.

Die andern blieben noch ein Stündchen zusammen, aber wie wild auch draußen wieder der Sturm tobte und wie gemüthlich es sich nach Ms. Alices Ansicht bei solchem Wetter um den gemeinschaftlichen Tisch sitzen ließ, eine behagliche Stimmung wollte nicht mehr aufkommen. Ms. Alice versuchte zwar, Karl wegen seines Schrecks über Theklas Offenbarungen zu necken, der junge Mann ging aber auf den Scherz nicht ein; fast heftig erklärte er, daß ihm das unverständlich dumme Zeug, was Thekla gefaselt hätte, höchst gleichgültig gewesen wäre und daß er nicht begriffe, wie sich jemand über derartigen Unsinn erschrecken sollte: er hätte die Cousine nur geweckt, um sie nicht länger zur Vermittlerin einer so tollen Mystifikation gemacht zu sehen. „Pardon!" verbesserte er sich mit einer höflichen Wendung gegen Cabral, „nicht Ihnen, Herr Marquis, gilt diese Kritik; nicht die Person, nur die Sache habe ich im Auge."

„Charles!" mahnte die Mutter, „Du bist heute merkwürdig gereizt."

„Das macht der Sturm," unterbrach sie Mr. Smith. „Es geht Ihrem Herrn Sohne gerade wie mir, auch ich kann solch Wetter nicht vertragen, deshalb bitte ich um Urlaub. Komm, Alice; es ist Zeit, daß wir aufbrechen." —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Sitzungen des Abgeordnetenhauses hatten schon begonnen, und Mr. Smith weilte mit seiner Nichte und Mündel noch immer in Berlin. Es schien, als ob er dem Berliner Leben doch nach und nach einigen Geschmack abgewonnen hätte, in Wahrheit aber veranlaßte ihn zum Ausharren nur seine Mündel, die im Verkehr mit der Gisellischen Familie immer größeren Genuß fand und gerade durch das hochfahrende und ablehnende Wesen Emmas und das unberechenbare, launische und sprunghafte Verhalten Karls zwiefach gereizt und gefesselt wurde. Besonders Karl erschien ihr in seiner bald finster brütenden, bald unstäten und aufgeregten Weise als das Urbild eines echten Deutschen, als ein mit allen Eigenschaften des Volkes der Denker und Dichter gekennzeichneter junger Mann. Sie fand den rothblonden Schimmer seines Haupthaares und Schnurrbärtchens nicht weniger „interessant", als den wechselnden, oft tieftraurigen, dann wieder unruhigen oder entschlossen herausfordernden Ausdruck seiner Augen, und daß

diese Augen wie von einem unlösbaren Räthsel beschattet waren, das machte ihr den jungen Mann nur um so „interessanter“. Wenn er ihr hätte einen Antrag stellen wollen, sie würde kaum Nein gesagt haben. Sie deutete auch mehrmals in unverblümter Weise ihre Gefühle dem Onkel und Vormunde an, und dieser verzog die gewulsteten Lippen und quarrte in Beziehung auf Karl:

„He is an unaccountable fellow; aber auch ich mag ihn gern; ich kalkulire, he has the „fidgets“ . . . vielleicht reist er mit uns.“

Herr Otto von Giselli und Gemahlin gaben sich die erdenklichste Mühe, ihre Newyorker Freunde zu unterhalten, beziehungsweise sich ihnen in gesellschaftlicher Stellung als überlegen zu erweisen. Herr Otto hatte sie einige Male ins Abgeordnetenhaus geführt, wo gerade die Vorlage der Regierung wegen Verstaatlichung der Löben-Wörlitzer Bahn verhandelt wurde. Wenn auch Theodor Sternbühl, der „hinterhaltige Lump“, wie ihn Otto jetzt nannte, einige bescheidene Bedenken gegen diese Vorlage zu äußern gewagt hatte, so war sie doch in erster Lesung mit bedeutender Stimmenmehrheit angenommen worden; der Banquier machte ein stillvergnügtes Gesicht, und Mr. Smith stieß ihn heimlich mit dem Elbogen an und zischelte: „J'll be blamed! man wird Ihnen, Theuerster, für Ihre Aktien eine vierprozentige Rente bieten! Ich kalkulire, das ist a good „stroke“ of business!“

Frau Emma unternahm auf ausdrücklichen Wunsch des Gatten gelegentlich größere Spazierfahrten mit Ms. Alice, um ihr die stellenweis nicht reizlose Umgegend Berlins zu zeigen. Auf einem dieser Ausflüge hatten die Damen die

Spandauer Heide durchmessen, die mit anmuthigen Landhäusern bedeckten Ufer des Wannsees gemustert und kehrten nun über Zehlendorf und Steglitz nach der Stadt zurück. Hinter Steglitz hielt neben der Fahrstraße ein waffenblinkender Reitertrupp, und als sie näher kamen und Frau Emma dem Kutscher Schritt zu fahren befahl, damit ihre Begleiterin die Felddienst übenden Söhne des Mars genauer betrachten könnte, sprengte ein hochgewachsener, stattlicher Offizier an den Wagen und begrüßte die Herrin desselben.

„Ei, Graf Wittenloh, welch unerwartete Begegnung!“ sagte Frau Emma sichtlich erfreut. „Darf ich Sie meinem Gaste vorstellen? Der Rittmeister Graf Wittenloh — Ms. Alice Steward aus New-York.“

Der Graf verbeugte sich im Sattel, und Ms. Alice starrte neugierig den vornehmen Reiter und sein edles Pferd an.

„Ach, ich möchte mir wohl Ihre Leute näher beschauen ... ist es erlaubt?“ fragte sie plötzlich und auf eine einladende Handbewegung des Rittmeisters hatte sie schon den Schlag geöffnet und war gewandt aus dem Wagen gesprungen. Der Graf wollte sie begleiten, aber Frau Emma bannte ihn mit einem Blicke:

„Bleiben Sie bei mir. Ms. Alice hilft sich schon allein.“

In der That schritt die Amerikanerin, nachdem sie sich keck über den Straßengraben geschwungen hatte, furchtlos an den Reiterzug heran, der auf dem Stoppelfelde neben der Straße aufmarschirt war, und prüfte verständnißvoll die Pferde und die Art ihrer Zäumung und Bepackung.

Frau Emma, die gar zu gern den Plan ihres Gatten durchkreuzt hätte, da ihr das selbstbewußte Wesen der jungen Dame mit jedem Tage unleidlicher wurde, beugte sich zu dem Grafen vor und flüsterte:

„Möchten Sie nicht den Goldfisch einfangen? Sie erbt hundert Millionen. Ich will Ihnen behülflich sein; ein Mann wie Sie ist des Erfolges sicher.“

Der Rittmeister zog die Schultern hoch:

„Ich habe nicht einmal so viel Tausende, als die Dame Millionen hat; der Einsatz ist zu ungleich.“

„Aber Sie schenken ihr eine Grafenkrone.“

Wittenloh sah Emma forschend an, ob ihr Vorschlag wirklich ernst gemeint sei; doch schon verwarf er diese Möglichkeit wieder und begnügte sich mit der Bemerkung:

„Sie scheint mir ein wenig excentrisch; ihre Toilette erinnert an eine heroische Landschaft von Böcklin ... Diese weinrothe Seide mit den tiefblauen Plüschbahnen treibt mir das Wasser in die Augen.“

„Sie werden ihren Geschmack bilden; die Liebe ist die beste Lehrmeisterin.“

„Die Liebe? Ja, sprechen Sie denn im Ernste, gnädige Frau?“

„In vollem Ernst.“

„Und Sie meinen, ich soll mich in die hundert Millionen der Miß verlieben?“ Er preßte die Lippen zusammen und nickte mehrmals schmerzlich mit dem Haupte: „O, Sie haben ganz Recht. Auch in meinen Kreisen fängt man leider an, dem goldenen Kalbe zu opfern; auch im Heere beginnt das Gold eine Rolle zu spielen, die ihm nicht

gebührt und die uns allen verhängnißvoll werden kann. Aber ich beuge mich nicht dem Modegötzen; meine Ahnen würden sich im Grabe umdrehen, wenn ich niedrig genug dächte, gegen die Stimme meines Herzens eine Geldheirath zu schließen. Und wenn sich die Zähne der Miß in ebenso große Diamanten verwandelten, auf solchen Mund einen Judaskuß zu drücken, trage ich kein Verlangen."

Die Unterhaltung war in fliegender Hast geführt worden; schon kehrte Ms. Alice zum Wagen zurück und Frau Emma sagte laut:

„So machen Sie uns wenigstens die Freude und besuchen Sie morgen unsere Vorlesung."

„Welche Vorlesung?"

„Nun, in der Singakademie. Sie wissen doch, daß ich zur Gründung einer neuen Volksküche eine Reihe von Vorlesungen veranstaltet habe, deren erste morgen stattfinden soll."

„Ich hörte davon. Sie sind, wie immer, der Schutzengel der Darbenden." Und schnell, um seine Absicht des Nichterscheinens zu verbergen (denn die Unternehmungen der Frau von Giselli fanden in den Kreisen des Grafen keinen rechten Anklang mehr), wandte er sich mit der Frage an Ms. Alice: „Wie gefällt Ihnen die preußische Kavallerie?"

„Ah, gar nicht übel; bei der englischen sah ich aber bessere Pferde."

„Die mag sich das reichere England gewähren," erwiderte geringschätzig der Graf. „Das, was Sie aber nicht sehen können, — denn es ist unsichtbar — das ist der Reiter-

geist, der unsere Schwadronen beseelt. Durch diesen Reitergeist, Ms. Alice Stewart, sind wir allen anderen Heeren überlegen, und Sie mögen nur dreist in Ihrer Heimath erzählen, daß Sie die beste Kavallerie der Welt gesehen haben."

Sprach's, hob die Rechte an den Mützenschirm, warf sein Pferd herum und setzte in mächtigem Sprunge über den Straßengraben. Als der Wagen weiter rollte, hörten seine Insassen noch ein schmetterndes Trompetensignal und das verhallende Hufgestampf der in scharfer Gangart davonstiebenden Reitermasse.

„Diese preußischen Offiziere scheinen sehr eingebildet," bemerkte naserümpfend Ms. Alice.

„Sie haben wohl nur ein starkes Selbstbewußtsein," erwiderte Frau Emma, die das Scheitern ihres Versuches mißmuthig empfand, „aber wer möchte es ihnen verargen? Sie dienen nicht um Geld, sondern der Ehre wegen, und mit ihrem Blute haben sie in hundert siegreichen Schlachten den Bau zur deutschen Einheit und Größe kitten helfen. Unsere Offizierkreise sind für viele unnahbar ... ich freilich habe in ihnen verkehrt seit frühester Jugend."

Ms. Alice versuchte, sich auf die Lippen zu beißen, was ihr die vorstehenden Zähne nicht recht gestatten wollten; sie hatte die Spitze dieser Bemerkung recht wohl empfunden und dachte im stillen: „Warte nur! wenn ich Dir Deinen Sohn entführe, dann bist Du bestraft für allen Deinen Hochmuth." —

Am Abende des nächsten Tages saßen beide Damen in einer Loge des Sing-Akademie-Saales; neben der im aus-

erlesensten Geschmacke gekleideten Banquiersfrau hatte der Marquis Platz genommen, während Karl von Giselli auf einen heimlichen Wink seines Vaters die Nachbarschaft von Ms. Alice gewonnen hatte. Herr Otto von Giselli bildete mit Thekla, dem Mr. Smith und dem Sanitätsrath Ramm, nach einem militärischen Ausdrucke Karls, das „zweite Treffen". Der Sanitätsrath hatte es der Frau Emma nahe gelegt, ihn mit in ihre Loge einzuladen, da er begierig wäre, dem Vortrage seines Freundes, des berühmten Professors und „Psychiaters" ebenfalls beizuwohnen; in Wahrheit aber reizte ihn das Zusammensein mit Thekla bei weitem mehr, als alle zu erwartenden Eröffnungen des großen Nervenforschers und Seelenarztes.

Ms. Alice, in einem blaurothen Sammetkleide, das durch einen seidenen, maisgelben Faltenwurf gehoben wurde, und mit einem wahrhaften Krönungsschmuck von Brillanten im Haare, schaute ziemlich gelangweilt darein, wie in den beinahe schon gefüllten Saal sich immer noch neue Schaaren von Besuchern hereindrängten.

„Es wird schrecklich heiß werden," wandte sie sich stöhnend ihrem Nachbar zu. „Diese Gasflammen sind unerträglich; bei uns in New-York haben wir in solchen Sälen elektrisches Licht."

Karl, dem die Menge der Anwesenden, die alle ihre Operngläser nach der Gisellischen Loge richteten, schon lästig wurde, stimmte rückhaltlos bei:

„Berlin ist ein Dorf. Sie haben ganz Recht, dieses Gaslicht schmort einen bei lebendigem Leibe. Es ist zum Ersticken."

Frau Emma freute sich des ausverkauften Saales, sie war die Urheberin des Unternehmens und so feierte sie, Angesichts der sich drängenden Menschenmenge, gewissermaßen einen Triumph. Auch daß alle Welt zu ihr und ihren Gästen neugierig hinblickte, erfüllte sie mit Genugthuung; um den amerikanischen Nabob hatte sich in der Berliner Gesellschaft schon eine Art Sagenkreis gebildet, und daß die staunenden und neiderfüllten Gaffer nun ihren vertrauten Verkehr mit diesem Nabob aus nächster Nähe beobachten durften, war ihrer Eitelkeit gerade erwünscht. Nur ein einziger Tropfen Wermuth war auch in diesem Freudenbecher: nur der Geldadel, nur die Börsenkreise und der Handelsstand waren vertreten, denen sich einige Berühmtheiten der Kunst und Wissenschaft und auch die Männer der Presse gesellt hatten; der Geburtsadel fehlte gänzlich, die Hofloge war leer und keine bunte Uniform belebte das Einerlei der schwarzen Gesellschaftsröcke.

„Das verdanken wir dem treulosen Sternbühl," flüsterte sie dem Marquis zu, „er sucht uns zu schaden, wo er nur kann."

„Trauen Sie dem grundsatzlosen Streber wirklich so viel Einfluß zu?" fragte Cabral ungläubig. „Ich denke, die Bosheiten dieses Mannes sind unschädlich. Der Zufall hat das Publikum gemischt; das nächste Mal werden wir hier Sporenklirren und Säbelrasseln genug haben." Ein spöttisches Lächeln zuckte um seinen Mund.

„St! St!" ging es durch den Saal. Der Professor hatte die an der langen Fensterseite errichtete Bühne bestiegen; das Gemurmel verstummte; die Vorlesung nahm ihren Anfang.

Vererbung und Anpassung, das war der Gegenstand, den der Redner heut Abend verhandeln wollte. „Die Vererbung impft uns das Blut der Vorfahren ein und stattet jeden mit den Vorzügen, aber auch mit den Fehlern seiner Ahnen aus. Die Anpassung überwindet die Hindernisse, denen wir im Kampfe ums Dasein begegnen, indem sie uns diejenigen Eigenschaften nach und nach anbildet, deren wir zur siegreichen Durchführung des Kampfes, zur Behauptung unserer selbst bedürfen.“

„What a bore!“ raunte Ms. Alice ihrem Nachbar zu, „er fängt mit Erschaffung der Welt an!“

„Auch ich gestehe, ich säße lieber in einer Operette;“ gab Karl leise zurück; „ich hasse derartig mundrecht verwässerte Wissenschaft.“

„Es ist eine Klimax,“ fuhr der Professor fort, „in der die Vererbung oft zur Erscheinung kommt; der Keim der Schwindsucht kann sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, bis er in einer bestimmten Generation zur vollen Entfaltung kommt und alle Mitglieder derselben vorzeitig dahinrafft. Die Anlage zur Wollust, zur Grausamkeit, und allerlei Geisteskrankheiten, kann sich in einer Reihe von Geschlechtern derart steigern, daß endlich ein bestimmtes Individuum, unter dem Zwange eines erbarmungslosen Naturgesetzes, zum sittlichen Scheusal wird, das entweder noch halb zurechnungsfähig auf dem Schaffot endet, oder, in völlige Geistesnacht versunken, hinter den Mauern einer Irrenanstalt unschädlich gemacht wird. So erwächst uns allen die Pflicht, unsere sinnlichen Triebe unausgesetzt unter die Herrschaft des Sittengesetzes zu stellen, damit wir nicht nur unser

eigenes Wohl berathen, sondern auch unsern Nachkommen eine möglichst günstige Ausrüstung für den Lebenskampf sichern."

„Hm!" brummte Mr. Smith, der nach einem überreichen „Dinner" gegen eine bedenkliche Schlafanwandlung ankämpfte, „das sind sehr gemeinplätzige Wahrheiten, J wish he would finish."

„Wir sind bald erlöst;" tröstete der Kommerzienrath, „länger wie eine Stunde darf er kontraktmäßig seinen Faden nicht spinnen."

„Auch an den Nachkommen von Geldemporkömmlingen," tönte des Vorlesers gehobene Stimme, „rächt sich die beleidigte Natur auf eine meist erschreckende Weise. Ein englischer Psychologe erklärt es geradezu für unmöglich, daß ein in seiner Moral angefressener Finanzschwindler jemals des Segens geistig-gesunder Kinder theilhaftig werden könne."

Karl saß wie auf Nadeln. Er unterlag der Täuschung, als ob sich aller Blicke auf ihn richteten; wild drängte ihm das Blut nach dem Haupte, und das Bewußtsein, daß er seine Betroffenheit und Unruhe nicht ganz beherrschen konnte, machte ihn immer ängstlicher und verwirrter.

„Der Mann wird doch nicht anzüglich werden?" brummte Herr Otto verächtlich.

„He is a great clown", quarrte der Amerikaner; „ich kalkulire, er ist short of money, wie alle diese brothers of the quill."

„Die Kinder solcher Geldemporkömmlinge", erklärte der Redner, der, ganz von seinem Gegenstande erfaßt, keine Ahnung von dem Sturme hatte, den er in den Seelen

mancher Zuhörer aufwühlte, „sind tief beklagenswerthe Geschöpfe. Rettungslos verfallen sie den überraschendsten Perversitäten. Trotz ihrer bevorzugten gesellschaftlichen Stellung, trotz des scheinbaren Besitzes einer höheren Bildung, neigen sie dem lichtscheuen Verkehr mit Dirnen und Verbrechern zu, oder erliegen der Trunksucht, oder sie vergreifen sich an fremdem Eigenthum und werden verächtliche Opfer der Kleptomanie. Ein Blick in das Familienleben moderner Gründer und Schwindler enthüllt meist eine erschütternde Tragik; der rastlos spekulirende und Geld auf Geld häufende Vater kann oft nicht genug erwerben, um nur immer wieder die Schmach zu bedecken, die seine Söhne in allerlei Versündigungen wider die Paragraphen des Strafgesetzes seinem Namen und Ansehen zu bereiten drohen. Ja, bis zur äußersten Grenze der Bestialität kann ein Erbe erschwindelter Millionen entarten; dann ist ihm nichts mehr heilig, und wo ihm das Leben eines Mitmenschen im Wege steht, erhebt er wider dasselbe kaltblütig die mordende Hand.“

„Mir blutet die Nase.“ Undeutlich gurgelte Karl diese Worte hinter seinem vor das Gesicht gehaltenen Sacktuch hervor. Er sprang auf, warf aus Versehen den Stuhl um und verließ, wie von den Furien verfolgt, jählings die Loge. Das Poltern des umgeworfenen Stuhles hatte die Aufmerksamkeit des Publikums erregt; wieder richteten sich die Operngläser nach der Gisellischen Loge, und Herr Otto, überrascht durch den plötzlichen Aufbruch seines Sohnes und in Verlegenheit gesetzt durch die Störung, die ihn und die Seinen zum Gegenstande der allgemeinen Beobachtung machte,

empfand die Verpflichtung, dem Publikum zu zeigen, daß er sich durch die Sätze des Professors in keiner Weise getroffen fühlte. Er erhob sich, richtete den umgeworfenen Stuhl geräuschlos wieder auf und setzte sich würdevoll auf den von Karl verlassenen Platz in der ersten Reihe, indem er der Menge unten im Saale ein unbefangenes, vollkommen ruhiges Antlitz zur Schau trug und zu den Worten des fortfahrenden Professors mehrfach zustimmend nickte.

„Gott sei Dank! es ist aus,“ sagte Ms. Alice, als sich der Redner vor seinen Zuhörern verneigte. „Das ging wahrlich über die Geduld!“

„What a hangig face!“ quarrte Mr. Smith, auf den von der Bühne hinabsteigenden Professor deutend. „May he do well! Ich habe einen höllischen Durst in diesem Backofen bekommen.“

Karl irrte draußen Unter den Linden dem Brandenburger Thore zu; er konnte sich nicht entschließen, den Heimweg anzutreten. Hatte der Professor auf seine dunkle That angespielt? Oder war es wirklich ein Naturgesetz, von dem er gehandelt hatte und das die Wissenschaft wie irgend ein Exempel der Algebra berechnen konnte? Aber wenn das letztere der Fall war, dann war er ja unverantwortlich; dann traf die Schuld für sein Verbrechen nicht ihn, sondern seinen Vater und die ihm unbekannte Reihe früherer Vorfahren. Ob er sich durch seinen plötzlichen Rückzug verrathen hatte? oder hatte man ihm geglaubt, daß ihm die Nase blute? Man mußte es geglaubt haben! Die hohe Temperatur in jenem Teufelssaale konnte einem wohl das Blut zu Kopfe treiben. Er würde sich aber in Acht nehmen.

jemals wieder in eine solche Falle zu gerathen; er wollte nicht, wie Valentin im Faust, „wie ein böser Schuldner sitzen, bei jedem Zufallswörtchen schwitzen.“ Das war kein Leben mehr, das war die Hölle! Fort aus dieser Stadt, fort von dem Orte der Unthat, wo ihm stündlich der Schatten des Ermordeten auferstehen konnte! Er mußte die Sache mit Ms. Alice so schnell wie möglich zur Entscheidung bringen. Sagte sie Ja und gab Mr. Smith seine Einwilligung, dann reiste er sofort mit der Braut nach New-York, um sich in deren Kreisen einzuführen, und drüben würde er schon einen Vorwand finden, der ihm, vorläufig wenigstens, eine Rückkehr nach Berlin unmöglich machte.

Mr. Smith und Miß Alice hatten sich von dem Gisellischen Paare getrennt; Frau Emma fuhr mit Thekla, ihrem Gatten und dem Sanitätsrath nach Hause. Sie hatte den letzteren um seinen Besuch gebeten, damit er sie wegen Karls Befinden beruhigen möchte; ihr Sohn erschien ihr in neuerer Zeit so verändert, — sie wußte nicht recht, warum? — aber sie fürchtete, daß er sich schlechter befände, als er zugeben wollte.

„Dummes Zeug!“ brummte der Gatte, als alle vier im Wagen dahinrollten, „ein bischen Nasenbluten! wenn's weiter nichts ist?“

Am Ziele der Fahrt machte der Wagen eine scharfe Biegung, um über den Fußgängerweg in das geöffnete Thor des Hauses einzufahren. Der Kutscher war unvorsichtig und mäßigte nicht genügend die Gangart der Pferde; ein junges Mädchen, das mit einem großen Packet in der Hand eben noch zwischen dem Wagen und dem Hause

hindurch vorüber wollte, wurde von einem streifenden Rade erfaßt und fiel mit lautem Aufschrei auf das Steinpflaster.

„Das dumme Frauenzimmer!“ rief der Banquier ärgerlich, „es konnte doch die Augen aufsperren!“

„Um Gotteswillen!“ bat Frau Emma den Sanitätsrath, „sehen Sie nach, ob die Aermste beschädigt ist.“

Dieser sprang schon aus dem im Flur haltenden Wagen und eilte vor die Thür zu der am Boden Liegenden.

Auch Thekla und der Thürhüter waren hinzugekommen.

Man hob das wimmernde Mädchen auf und trug es ins Haus.

„Sie soll ins Spital!“ brummte der Hausherr, „ich werde zahlen.“

Der Sanitätsrath schüttelte den Kopf.

„Erst müssen wir sehen, was passirt ist.“

„Thekla!“ ordnete Frau Emma an, „sie soll in die Stube meiner Jungfer. Der Herr Geheimrath kann sie dort untersuchen. Im Nothfall bleibt sie da, Klara muß dann umquartieren. Was stehen und gaffen Sie?“ herrschte sie die beiden Diener an, die auf ihre Befehle harrten. „Greifen Sie doch mit zu!“ Und im Fortgehen wandte sie sich noch einmal nach dem Arzte zurück: „Nicht wahr, Herr Geheimrath, Sie erstatten mir Bericht?“

Dieser nahm sich kaum die Zeit, flüchtig zu nicken; er mußte die Diener belehren, wie sie das Mädchen vorsichtiger anzufassen hätten. Durch den Flur und den Garten hinter dem Hause wurde die immer noch Stöhnende nach einem Erdgeschoßzimmer im linken Seitenflügel getragen; Ramm und Thekla leiteten die Fortschaffung.

Nach einer halben Stunde trat der Sanitätsrath wieder bei Frau Emma ein:

„Eine nicht unbedeutende Verletzung des rechten Unterschenkels," meldete er in seiner derben Weise. „Das Rad des Wagens hat das Fleisch wie mit dem Rasirmesser abgetrennt, die Wunde ist mindestens fünfzehn Centimeter lang. Dazu noch leichtere Kontusionen an Arm und Schulter. Ich habe den ersten Verband angelegt. Patientin bedarf unbedingt der Ruhe, und ich würde es für grausam halten, wenn sie heute noch nach einem Krankenhause gebracht werden sollte."

„Aber, Herr Geheimrath ... sie bleibt selbstverständlich hier, bis sie geheilt ist."

„Im Namen der Kranken danke ich Ihnen, gnädige Frau. Sie ist ein bildhübsches Mädchen, Tochter einer Damenschneiderin aus der Eisenbahnstraße, und war gerade auf dem Wege zu einer Kundin. Ich habe mir anzuordnen erlaubt, daß das Kleid, das sie abliefern wollte, der Bestellerin überbracht wird. Fräulein Thekla ist noch bei der Kranken und schreibt ein paar Zeilen an deren Mutter. Morgen früh komme ich wieder. Für jetzt bitte ich mich zu beurlauben."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Schrecken des Singakademie-Abends zitterten immer noch durch Karls Seele. Nicht, daß er noch an eine Entdeckung seiner That durch andere glaubte, aber er mißtraute sich selbst, er schauderte vor der Gefahr, sich einmal selbst zu verrathen. Daher mied er jede größere Geselligkeit und zog es vor, einsame Spaziergänge zu machen oder allein in seinem Zimmer zu sitzen und zu brüten. Doch auch die Einsamkeit ertrug er nicht lange, sie marterte ihn mit so gräßlicher, mit so hirnzerwühlender Angst, daß er immer wieder die Flucht ergriff und sich im Lärm des Straßenlebens zu betäuben strebte. Er hatte bei seinem Besuche des Leichenschauhauses im Frühjahr nicht geahnt, daß er die Betrachtungen, die er damals in ganz allgemeiner Weise über den Mord anstellte, so bald auf einen bestimmten, ihn selbst angehenden Fall würde anwenden müssen. Wird der Mord wirklich durch das Gewissen gestraft, oder ist das, was der Mörder sein Gewissen nennt, nur die nimmer ruhende Furcht vor Entdeckung? Wenn das

Gewissen, wie Schub damals sagte, eine Realität ist, so ist es eine solche doch nur für den auf religiöse Satzungen gedrillten und mit Irrthümern und Aberglauben vollgepfropften Kulturmenschen; die Natur hingegen, unsere einzige irrthumsfreie Lehrmeisterin, steht dem Leben des Individuums in nie zu erschütternder Gleichgültigkeit gegenüber und sie läßt das herrlichste, vollkommenste Geschöpf ohne eine Spur von Mitgefühl zu grunde gehen, wenn sie nur die Gattung erhält, auf deren Bestand es ihr ganz allein ankommt; sollte der Mensch nicht ebenso wie die Natur handeln dürfen? Wo gab es überhaupt ein Sittengesetz, das rein vernunftmäßig und unbeeinflußt durch religiöse Wahnvorstellungen, dem Menschen sein Thun und Lassen vorschreibt? Merkwürdig! der früher jedem tieferen Denken abgewandte junge Mann, der nur dem flachsten Genusse gelebt hatte, holte sich jetzt heimlich aus der väterlichen Bücherei, die nur zum Schmuck und nicht zur Benutzung eingerichtet war, ein prunkend eingebundenes Buch, das ihm der Zufall einmal in die Hand gespielt hatte; es war ein moralphilosophisches Werk und der durch unfruchtbare Reue Zermarterte suchte zagend in demselben nach irgend einem Satze, der seiner fürchterlichen That zur Beschönigung hätte dienen können. Die allgemeine Glückseligkeit wurde als die einzige Richtschnur für das menschliche Handeln bezeichnet. Die Begriffe gut und schlecht wären Verhältnißbegriffe; es giebt weder ein absolut Gutes, noch ein absolut Schlechtes; gut nennen wir, was einer Mehrheit von Menschen Glückseligkeit bereitet, schlecht, was einer Mehrheit Leid bereitet. Wenn wir einem Einzelnen zu unserm eigenen Leidwesen

wehe thun müssen, weil wir nur so das Glück vieler anderer begründen und sicher stellen können, so ist unser Handeln sittlich gerechtfertigt, da es dem Grundsatze der Moral entspricht. Begierig eignete sich Karl diesen Satz an, in ihm glaubte er eine Entlastung seines Gewissens gefunden zu haben; der Kassirer hatte ja keine Angehörigen besessen, denen er nun als der Ernährer und Beschützer fehlte; nur dem Ermordeten war Leid bereitet worden, wohl aber wäre die ganze Gisellische Familie in Schmach und Schande gerathen, wenn Feßner am Leben geblieben und durch ihn Karls Fälschung zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden wäre. Daß Karl bei solcher Schlußfolgerung jenen Kant'schen „kategorischen Imperativ" vergaß, der uns so zu handeln vorschreibt, daß sich der Bestimmungsgrund unseres Willens jederzeit zur Grundlage einer allgemeinen Gesetzgebung machen lasse und zwar, wie eine neuere, fortgeschrittene Sittenlehre hinzufügt: in Uebereinstimmung mit dem Wohle der Menschheit — das übersah sein angstverstörter Sinn, sein Herz aber vermochte es nicht zu überfühlen, und trotz aller Bemühungen einer verbrecherischen Denkkünstelei blieb er den Geißelhieben der Rachegöttinnen preisgegeben.

„Sag', Junge, was treibst Du eigentlich?" redete ihn eines Tages der Vater an, der unerwartet in des Sohnes Zimmer eingedrungen war, „Du sitzest hier wie ein Mönch in seiner Zelle. Plagt Dich der Liebeskummer? Dann ist es wahrlich Zeit, daß Du Dich zum Handeln entschließest, denn, wie mir Mr. Smith mitgetheilt hat, sind seine Berliner Tage gezählt."

Der also Ueberfallene wechselte jäh die Farbe; doch die

fahle Blässe, die seine Wangen überzog, wich schnell wieder einer tiefdunklen Röthe, und im Bestreben, seine Befangenheit zu verbergen, stammelte er hastig:

„Wenn Du meinst, daß ich mit ihm sprechen soll . . . ich will's riskiren."

„Riskiren!" wiederholte der Vater prahlerisch, „was ist da zu riskiren? Ich denke, dieser Yankee hat alle Ursache, sich geehrt zu fühlen. Uebrigens," fügte er schlau lächelnd hinzu, „sei unbesorgt; ich habe Dir schon etwas vorgearbeitet und wenn ich die verschlossene Visage des listigen Fuchses richtig entziffert habe, so wirst Du keinen Korb bekommen. Begleite mich! wir wollen's der Mutter mittheilen."

Er winkte dem Sohne und stieg mit ihm nach Frau Emmas Wohnzimmer hinab.

„Ich bringe Karl gleich mit," sagte er zur Gattin, die schon aus seinem Antlitz den Inhalt der Botschaft las, „damit Du aus seinem eigenen Munde erfährst, daß er es ohne die Liebeshuld unserer jungen Amerikanerin nicht länger mehr aushält. Er will noch heute seinen Antrag stellen."

„Mit meiner Zustimmung niemals!" erklärte heftig die Gattin. Sie streifte den Sohn mit einem Blicke und rief spöttisch: „So sieht kein Bräutigam aus! Diese Leichenbittermiene sollte Dir beweisen, daß Du unsern Sohn ins Unglück treibst."

„Frau!" sagte Herr Otto noch ziemlich ruhig, „so gieb doch endlich einmal Deine Albernheiten auf . . ."

Sie schenkte den Worten des Gemahls gar kein Gehör,

sondern eilte zu ihrem Liebling hin und sah ihm in mütterlicher Besorgniß in die Augen:

„Karl! liebst Du wirklich diese herzlose, anmaßende Person? kannst Du hoffen, an der Seite eines solchen Wesens Dein Glück zu finden?“

Der Gefragte schlug die Augen nieder, aber, eingedenk seines Entschlusses, dem nächstens abreisenden Mädchen übers Meer zu folgen und so seinen Qualen zu entfliehen, zwang er sich zu einem trotzigen: „Ja, Mama! ich liebe sie.“

„Das ist nicht wahr! ich sehe Dir's an, daß Du lügst! Mein armer Sohn, versuche nicht, mich täuschen zu wollen; Dich drückt irgend ein Kummer; beichte ihn mir, und ich werde ihn Dir abnehmen.“ Sie schlang ihren Arm um seinen Nacken und zog den leise Widerstrebenden in wachsender Inbrunst an sich. „Soll ich denn meinen letzten Sohn auch noch verlieren, blos damit der wahnsinnige Golddurst eines unnatürlichen Vaters gestillt wird? Nein, ich gebe Dich nicht her! für solche Emporkömmlingsbrut habe ich Dich nicht aufgezogen!“

Hülfesuchend blickte der durch die Liebkosungen der Mutter Gefolterte nach dem Vater hinüber:

„Du irrst Dich, Mama,“ stammelte er, „es ist kein Opfer, das ich bringe . . . Ms. Alice ist eine mir ganz erwünschte Partie . . .“

„Da hörst Du's!“ brauste ungeduldig der Gatte auf, „und nun füge Dich in das Unabänderliche. Du wirst Deiner zukünftigen Schwiegertochter freundlicher als bisher entgegenkommen; namentlich wirst Du ihr beim Verlobungsfeste, das hier in meinem Hause gefeiert wird, ein

vergnügtes Gesicht zeigen. Verstehst Du mich? Ich wünsche es.“ Auf das Wort „wünsche“ legte er einen ihm sonst im Verkehr mit seiner Frau ganz ungeläufigen Nachdruck.

Emma ließ den Sohn los und in schneidendem Hohne wandte sie sich gegen den Gatten.

„Du wünschest es? Ha, ha, ha! Wann sind Dir denn meine Wünsche maßgebend gewesen? Ich sage Dir, an einem Verlobungsfeste, bei dem sich diese ordinäre Dollarprinzessin als Braut meines Sohnes geberdet, nehme ich nicht theil. Ich schwöre es bei dem Gotte, an den Du längst nicht mehr glaubst: ehe ich mich so entwürdige, verlasse ich lieber dieses Haus . . . Dann magst Du zusehen, wer bei Deinem Opfermahle zu Ehren des goldenen Kalbes die Honneurs macht.“

„Wir werden uns auch ohne Dich zu behelfen wissen,“ versetzte kaltblütig der Gatte. „Komm, mein Sohn, die Mutter scherzt und will noch immer nicht den Ernst der Sache begreifen.“

Den schon die Schwelle Ueberschreitenden rief Emma nach: „O, ich begreife ihn und werde danach handeln. Feiert nur die Verlobung ohne mich! Die Strafe für diesen frevlerischen Schacher wird nicht ausbleiben . . . Gott läßt sich nicht spotten.“

Wie die Posaunenstöße des jüngsten Gerichtes trafen diese Worte das Ohr des Sohnes; mit schlotternden Knieen enteilte er dem Bereich der mütterlichen Stimme. Herr Otto aber wandte sich noch einmal auf der Schwelle um und fragte grollend zurück:

„Willst Du Dich nicht noch eines Besseren besinnen?“

„Nein!“ tönte die entschiedene Erwiderung, „wenn Ms. Alice Stewart als Karls Verlobte in dieses Haus kommt, verlasse ich dasselbe.“

„Dann wünsche ich glückliche Reise.“

Mit heftigem Krach warf Herr Otto die Thür ins Schloß. „Dummheiten!“ murmelte er vor sich hin, „solche Weibermucken sollen mir nicht die Laune verderben.“ Da Karl nicht mehr zu sehen war, schlarfte er allein nach seinem Kabinet.

Frau Emma stand mitten in ihrem Zimmer und zerknüllte mit krampfig zuckenden Fingern ihr Taschentuch. Am liebsten hätte sie geweint; aber die Thränen, die ihr um ihren nicht mehr wiederzuerkennenden Sohn geflossen wären, hätte der „plebejische“ Gatte merken und als einen Sieg seiner Rohheit feiern können . . . nein, keine Thränen; sondern entschlossenes, rücksichtsloses Handeln. Wie man in den Wald hineinruft, so hallt es aus demselben wieder heraus, und auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Wenn der Herr Gemahl für die Wünsche der Gattin und Mutter kein Ohr mehr hatte, dann sollte er erfahren, daß auch die Gattin ihrerseits das letzte Band zerreißen konnte, das sie noch mit ihm verknüpfte.

Sie trat vor den Spiegel und, entsetzt über den unvortheilhaften Ausdruck ihres Gesichtes, durch dessen Muskeln noch die Erregung des eben stattgehabten Auftrittes zitterte, zwang sie sich mit der Kraft des um seine Schönheit besorgten Weibes zu größerer Gelassenheit. Kummer macht häßlich, und ein häßliches Weib hat den Zauberstab ihrer

Macht eingebüßt; daher gilt es, den Kummer zu bannen und dem Wechsel des Lebens gegenüber den Gleichmuth zu bewahren. Ob sie überhaupt noch schön sein kann? Sie blickt wieder in das spiegelnde Glas, wendet sich rechts und links und prüft die Linien ihres Wuchses. Hilf, Himmel! ist sie nicht wirklich etwas zu stark geworden? Sie denkt des vernichtenden Urtheils, das der Marquis einst über die fetten Weiber gefällt hat; und gerade dem Marquis will sie gefallen, er ist der Einzige, auf dessen Schutz und treue Dienste sie noch unter allen Umständen rechnen kann.

Sie klingelt und befiehlt der eintretenden Kammerjungfer, das Anspannen zu bestellen.

Eine halbe Stunde später hält ihr Gefährt vor dem Hause des Professors Schomberger; sie ersteigt die Treppe zum ersten Stock und betritt das in auserlesenem Rococogeschmack eingerichtete Wartezimmer des berühmten Arztes. Unter den Männlein und Weiblein der Gesellschaft ist es in neuerer Zeit Mode geworden, eine recht schlanke Gestalt zur Schau zu tragen, und so pilgern nicht nur die an Fettherz und Leberanschoppung leidenden Kranken, sondern auch die von Eitelkeit und Modesucht befallenen Gesunden zum Herrn Professor, dessen erfolgreiche Kuren in allen fünf Erdtheilen gerühmt werden. Das Wartezimmer ist auch heute überfüllt, und ein wenig ängstlich streift Frau Emmas Blick die strotzenden Pausbacken, die wulstigen Doppelkinne, die wogenden Büsten und mitleidswürdigen Schmeerbäuche, die da in drangvoll fürchterlicher Enge auf das Aufgehen der zum Allerheiligsten des Arztes führenden Thür harren. Mein Gott!

wenn sie je ein eben solches halb widerliches, halb lachlust-erregendes Aussehen bieten sollte? Im stillen preist sie den Entschluß, der sie hierher geführt hat, um den Rath des erfahrenen Heilkünstlers zu begehren.

Ein Gutspächter mit blaurothem, gedunsenem Antlitz und von faßähnlichem Umfange hat Erbarmen mit der sich vergeblich nach einem noch freien Sessel Umschauenden und bietet ihr seinen eigenen Platz an. Sie neigt, stumm dankend, ihr Haupt, läßt sich auf dem silbergestickten Seidenpolster des Sessels nieder und spielt, geduldig wartend, mit dem edelsteinverzierten Griffe ihres Schirms.

Endlich öffnet sich die Thür und aus dem Sprechzimmer tritt der Marquis, während hinter ihm auf einen Augenblick das scharf geschnittene kluge Gesicht des Professors sichtbar wird, der einem der harrenden Kranken zuwinkt und gleich wieder verschwindet.

„Sie hier, meine Gnädigste?‘ flüstert verwundert der Attaché, der auf Emma zugeeilt ist und sich zu ihrem Ohre niederbeugt, „bei allen Heiligen! was will das Urbild der Gesundheit und Schönheit bei dem Arzte?“

„Sie Spötter!“ tönt es eben so leise zurück, „was haben denn Sie hier zu suchen?“

„Ich? oh, das ist etwas anderes! Ich magere ab und, wenn ich nicht zum Skelett werden will, bedarf ich ärztlicher Hülfe. Mich verzehrt die Sehnsucht, und die einzige, die sie mir stillen könnte, ist kalt und grausam.“

„Pst, Marquis! wir sind nicht allein.“ Sie schürzte verweisend die rothen Lippen, dann fuhr sie gefallsüchtig fort: „So meinen Sie, daß ich hier nichts zu suchen habe? Bin

ich nicht ein wenig zu stark geworden? Aber aufrichtig, Cabral! keine Schmeicheleien!"

„Nicht um ein Atom möchte ich die maßvolle Fülle dieses junonischen Wuchses gemindert sehen; selbst die Künstlerin Natur könnte durch irgend welche Aenderung an dem klassischen Bau dieser Glieder nur die Schönheit beeinträchtigen." Dreist und begehrlich musterten seine nachtdunkeln Augen die vor ihm Sitzende.

„So verzichte ich auf die Konsultation und gehe mit Ihnen."

Sie erhob sich und verließ mit dem Freunde das Wartezimmer.

„Begleiten Sie mich!" sagte sie unten am Wagenschlage, „ich habe eine Bitte an Sie."

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten," betheuerte Cabral, der bereitwillig neben der Besitzerin des Wagens Platz genommen hatte, „zumal die Freude, Ihnen dienen zu können, für mich bald ein Ende haben wird."

„Nach dem Thiergarten!" rief Emma dem Kutscher zu, und als sich die Gummiräder auf dem Asphalt in Bewegung setzten, fragte sie erschrocken den Nachbar: „Wie soll ich das verstehen?"

„Ich bin zu unserer Gesandtschaft nach Paris versetzt worden. Schon in den nächsten Tagen reise ich ab, um mich bei meinem neuen Chef zu melden; ich kehre aber noch einmal hierher zurück, um Abschied zu nehmen von allen, die mir theuer sind."

Frau Emma schwieg und schaute sinnend die Spitze ihres ziegenledernen Stiefelchens an, das sie gegen das

Polster des Rücksitzes stemmte. Plötzlich ließ sie den Fuß sinken und kehrte ihr Antlitz voll dem Marquis zu:

„Wollen Sie mein Begleiter und Schutz sein, wenn auch ich nach Paris fahre?“

„Sie, meine Gnädigste? nach Paris? Oh, das wäre ein Glück, das mir die Sinne wirbeln macht!“

„Ein Glück?“ Schwermüthig kam es von ihren spöttisch zuckenden Lippen. „Ihr Männer seid alle Egoisten. Bedauern Sie mich vielmehr, wenn ich es nicht länger unter dem Dache meines Gatten aushalte! Es ist ein letzter Versuch, den ich wage, um durch meine Abreise die mir unerwünschte Verbindung Karls mit jener Amerikanerin zu hintertreiben. Verfängt auch dieser Schritt nicht, nun, dann mag das Schicksal seinen Lauf nehmen.“

Der Marquis glaubte, die letzten Worte zu seinem Vortheil deuten zu dürfen; wenn Emma sich dauernd von ihrem Gatten trennte, dann würde sie seine, Cabrals, Wünsche endlich erhören. Kerzengerade richtete er sich auf seinem Sitze empor und jubelte:

„Herrlich, herrlich! Das wird eine Fahrt ins Paradies! O, haben Sie Dank, Sie Angebetete, daß Sie mir den Trennungsschmerz, der schon meine Seele lähmen wollte, so unerwartet in Wonne und Seligkeit verwandeln!“ . . .

Karl von Giselli hatte inzwischen das Gasthaus Unter den Linden aufgesucht, in welchem Mr. Smith mit seiner Nichte wohnte. Zu seinem Verdrusse war der Yankee nicht anwesend, und schon wollte er unverrichteter Sache wieder umkehren, als er im Flurgange Ms. Alice begegnete, die sich nach dem Lesezimmer im Erdgeschoß begeben wollte.

„Oh, das ist nett, Mr. Charles, daß Sie da sind! ich langweile mich in diesem greulichen Berliner Hotel ... mein Onkel ist sehr ungalant, mich allein zu lassen. Kommen Sie mit mir auf mein Zimmer!“

Bald befanden sie sich in einem prunkend eingerichteten Raume, dessen Wände mit all den Oelgemälden bedeckt waren, die Mr. Smith bei seinen Besuchen der Maler-Kunststätten wahllos zusammengekauft hatte und, knickrig feilschend und jedes Verständnisses bar, stets nach dem Flächenraum der Leinwand bezahlt hatte.

Ms. Alice betrachtete den heute besonders gewählt gekleideten jungen Mann, der eine gewisse Befangenheit nicht zu überwinden vermochte, und platzte belustigt in eine unschöne Lache aus:

„Sie machen ein so unzufriedenes Gesicht, daß Sie statt des Herrn nur die Dame des Hauses gefunden haben. Ha, ha, ha! wissen Sie auch, daß dies ziemlich unartig ist?“

„Aber, Ms. Alice ... ich bin entzückt, daß ich Sie hier allein treffe ... freilich, ich hätte auch gern Ihren Herrn Onkel gesprochen ... ich habe ein wichtiges Geschäft mit ihm zu verhandeln.“

„Ein wichtiges Geschäft!“ wiederholte sie spöttisch. „Dear me ... bin ich denn eine indianische Squaw, die man von ihrem Besitzer erhandeln muß? Ist denn auch im romantischen Deutschland die Liebe nur ein Geschäft?“

„Die Liebe? ... Ms. Alice! so ahnen Sie, warum ich hier bin?“

Wieder lachte sie herzhaft.

„Dazu gehört kein besonderes Ahnungsvermögen! Dieser schwarze Gesellschaftsrock, diese sorgfältig geknöpfte Cravatte, dieser glänzende Cylinder . . . man müßte blind sein, wenn man in Ihnen nicht sofort den Freiwerber spürte. Ha, ha, ha!"

Das Blut schoß dem Fassungslosen in die Wangen, dieser Mangel an weiblicher Zurückhaltung war selbst ihm überraschend. Am liebsten hätte er dem jetzt doppelt reizlos erscheinenden Wesen den Rücken gewendet, aber er dachte seiner Höllenpein; Ms. Alice war die Brücke, die ihn allein über den Ozean tragen konnte; er mußte sich dieser Brücke anvertrauen.

„Wenn Sie den Grund meines Hierseins wissen, Ms. Alice, dann können Sie auch mit einem einzigen Worte alle meine Zweifel lösen . . . wollen Sie Ja sagen?"

Sie musterte noch einmal den Verwirrten, dann sagte sie, beinahe schmollend:

„Ich hatte eigentlich auf einen Fußfall gerechnet . . . ich habe so viel Ueberschwängliches von den Deutschen gelesen . . . aber, wenn Sie den Antrag bei meinem Onkel auch ein Geschäft nannten, ich will's mit Ihnen versuchen; hier ist meine Hand."

Sie streckte die ringefunkelnde Rechte aus und in ihren stahlgrauen Augen lag ein lauernder Ausdruck, was der Bewerber nun wohl thun würde.

Karl zog die Hand an seine Lippen, dann betheuerte er schauspielerisch:

„Alice! Du machst mich zum Glücklichsten aller Sterblichen!" Die Worte quollen ihm aus einer trockenen, rauhen Kehle; ihm war, als müsse er ersticken.

„By good hap!“ polterte Mr. Smith, der ins Zimmer platzte. „Ich bin auch noch da! Meine Nichte läßt sich die Hände küssen, und, I'll be blamed, wäre ich nicht zur rechten Zeit dazwischen gekommen, die Geschichte wäre wohl noch weiter gegangen! Was giebt es hier denn eigentlich? Heh? Ich kalkulire, you ought to be ashamed, Mr. Charles!“

„Nein, Onkel, er schämt sich durchaus nicht,“ erklärte, nicht im mindesten befangen, die Nichte. „Herr Karl von Giselli ist mein Bräutigam, und ich rechne, Mr. John Smith giebt uns beiden seinen Segen.“

Der Yankee schmunzelte, dann schoß er einen Strahl Speichel durch seine Oberzähne und benetzte mit außerordentlicher Treffsicherheit den Fuß des wenigstens zehn Schritte entfernten Porzellanofens. Diese Art auszuspucken war ein Zeichen seiner höchsten Behaglichkeit; er war hier zu Hause und brauchte sich keinen Zwang aufzulegen.

„Well done!“ quarrte er. „Mein Freund Giselli hat schon mit mir gesprochen; ich bin einverstanden. Und nun küßt Euch noch einmal in meiner Gegenwart!“

Karl durfte sich diesem Gebote nicht entziehen. Er umschlang seine Braut und drückte sein Schnurrbärtchen auf ihren etwas fletschenden Mund.

Der kleine Yankee klatschte in die Hände und gurgelte:

„Eh, eh, eh! What a fortunate moment! Das schmeckt besser wie Champagner; nicht wahr, Alice?“ Und aus seiner breiten Brust schütterte ein unbändiges, ohrzerreißendes Gelächter.

Der Preis, den Karl für seine Erlösung aus dem Orte seiner Unthat erlegen sollte, war schwerer zu erschwingen, als er geahnt hatte; aber die Anzahlung war geleistet, nun galt es, jeden Widerwillen zu unterdrücken und das Geschäft so schnell wie möglich zum Abschluß zu bringen

Vierundzwanzigstes Kapitel.

In einem Erdgeschoßzimmer des Hofflügels des Gisellischen Hauses liegt Marie Federlin auf ihrem Schmerzenslager. Ein eigentliches Schmerzenslager ist es, Dank der sorgfältigen Pflege Theklas, freilich kaum noch zu nennen, die Verletzte ist frei von körperlicher Pein, und sie würde sich in dem behaglich eingerichteten Raume, der ihr durch sein hohes Fenster einen Blick nach dem im Scheine der Herbstsonne glitzernd aufsteigenden Strahl des Springbrunnens und nach den sanft bewegten Lindenwipfeln gewährt, gar nicht so übel befinden, wenn sie nicht von ungeduldigem Sehnen nach Arbeit und von Beunruhigung wegen des unbegreiflichen Verhaltens ihrer Mutter verzehrt würde. Trotz wiederholter Bitten ist Frau Auguste Federlin noch nicht ein einziges Mal erschienen, um sich von dem Zustande ihrer Tochter durch den Augenschein zu überzeugen. Dafür ist freilich ein anderer um so fleißiger in seinen Erkundigungen gewesen. Kurt Feßner, der nach seinem Scheiden aus dem Gisellischen Geschäfte mit seinem durch

Sparsamkeit und geschickte Verwaltung stetig vermehrten väterlichen Erbe in das Mittlersche Bankhaus als stiller Socius eingetreten ist, hat sich täglich unter Vermeidung jeder unerwünschten Begegnung nach dem ihm wohlbekannten Hofflügel begeben, um dort aus Theklas Munde Näheres über das Befinden der Kranken zu erfahren. Die flüchtigen Unterredungen fanden stets im Flure statt. Wenn Thekla bei ihrer Rückkehr ins Krankenzimmer dann ihrem Pflegling erzählte, wer da gewesen sei und wie sich Herr Feßner über die erhaltenen Nachrichten gefreut habe, dann überhauchte ein rosiger Schimmer Mariechens bleiche Wangen und leis erbebend blickte sie mit ihren großen, leuchtenden Augen vor sich auf die Steppdecke. Wie lieb sie ihre treue Pflegerin gewonnen hatte! Oft zuckte es ihr in den Gliedern, als müßte sie die freiwillige Samariterin, die da an ihrem Lager saß, an ihre Brust ziehen und ihr mit innigen Dankesküssen das liebliche Angesicht bedecken. Aber sie wußte, was sich schickte. Sie war ein Kind des Volkes, eine einfache Arbeiterin mit der Nadel, und Thekla war die Nichte eines der reichsten Männer der Stadt, dem ein adeliges Wappen den Wagenschlag zierte — da mußte sie schon ihren Gefühlen Zwang anthun und sich begnügen, bei günstiger Gelegenheit Theklas Hand, ehe die Ueberraschte es verhindern konnte, schnell zu fassen und die schwellenden Lippen darauf zu pressen.

Heute liegt sie still auf der rechten Seite, um den verletzten linken Unterschenkel zu schonen; ihr Köpfchen ruht auf dem hochgelagerten rechten Arm, und dem Anschein nach lauscht sie den Worten ihrer vornehmen Freundin, die, neben

dem Bette sitzend, ihr Verse aus einem neueren Dichter vorliest. So gern sie aber sonst der Vorleserin folgt, heute vermag sie nicht gesammelt zuzuhören; heimlich mustert sie Theklas braunes, glänzendes Scheitelhaar, den mächtigen aus dicken Zöpfen gewundenen Knoten, der ihr das edelgeformte Hinterhaupt belastet, die scharfe Linie der klugen Stirn, des feinen Näschens und des hold geschnittenen Mundes. Marie ist nicht eitel, aber um Kurts willen bebt ihr freudig das Herz, denn sie findet Thekla geradezu entzückend, und der Arzt hat doch neulich erst ganz ernst versichert, daß die Patientin dem Fräulein Barden merkwürdig ähnlich sehe.

Der gewissenhafte Herr, dessen sie eben gedachte, tritt ins Zimmer und stört die Sinnende in ihren Betrachtungen. Thekla legt das Buch fort und erhebt sich; der Blick, mit dem sie den Kömmling begrüßt, entgeht der Kranken nicht; diese ahnt, daß zwischen ihrer Pflegerin und dem Arzte Beziehungen bestehen, die jener das Erscheinen des letzteren nicht nur um der Kranken willen erwünscht machen, und wäre Mariechen weniger selbstlos, sie würde vielleicht das schmerzliche Gefühl einer kleinen Enttäuschung haben.

„Guten Morgen, meine Damen!“ grüßt Ramm mit seiner tiefen, klangvollen Stimme, „wie geht es unserer Patientin?“

„Im allgemeinen nach Wunsch,“ berichtet Thekla an Stelle der bescheiden Zögernden, „sie hat eine recht gute Nacht gehabt; aber die böse Wunde macht noch gar keine Anstalten zur Heilung. Können Sie denn die Sache nicht etwas fördern, Herr Geheimrath?“

„Wenn ich allmächtig wäre, Fräulein Thekla, dann tanzte unsere Patientin schon. So aber, fürchte ich, wird es zur Verlobungsfeier Ihres Vetters Karl in diesem Hause noch immer eine Kranke geben. Derartig große Defekte ergänzen sich sehr langsam. Wir wollen gleich mal nachsehen.“

Der Verband wurde von dem verletzten Unterschenkel entfernt, und Ramm betrachtete lange und aufmerksam die Wunde.

„Ich wüßte wohl ein Mittel,“ brummte er vor sich hin, „es wäre hier prächtig am Orte . . . wir könnten viel Zeit gewinnen . . . aber . . . nein, nein! es muß auch so gehen. Nur hübsch Geduld, Fräulein Marie!“ tröstete er, indem er einen neuen Verband anlegte, „bei so jungem und reinem Blute kommen wir so auch ans Ziel, ich bin ganz zufrieden; fügen Sie sich nur noch ein Weilchen in die lästige Unthätigkeit.“

Dem Fortgehenden gab Thekla das Geleit bis vor die Zimmerthür. Sie drückte den Flügel hinter sich ins Schloß und, näher an Ramm herantretend, fragte sie leise und besorgt:

„Es steht doch nicht schlecht?“

„Durchaus nicht. Hätte ich das Mädchen im Klinikum, sie stände binnen kürzester Zeit wieder auf zwei gesunden Beinen.“

Ein junger Mann, der hastig vom Hofe her die niedere Treppe zum Erdgeschoß heraufkam und die letzten Worte gehört hatte, zog grüßend den Hut und sagte athemlos:

„Entschuldigen Sie, Herr Geheimrath . . . Sie sprachen

wahrscheinlich von Fräulein Federlin ... wie geht es ihr heute? und womit könnten Sie ihr in einer Klinik besser helfen?"

„Mein lieber Herr Feßner," erwiderte freundlich der Gefragte, „warum so aufgeregt? Sie haben gar keine Ursache zu irgend welcher Beunruhigung. Wir sind durchaus zufrieden. Ich dachte nur an eine Hauttransplantation ... die würde uns allerdings schneller vorwärts bringen ... aber es fehlt mir leider an einem Objekte, das seine Haut dazu hergeben möchte."

„Nehmen Sie die meine!" rief eine Stimme von der Treppe zu den oberen Stockwerken her.

Alle Drei wandten sich überrascht um und gewahrten Karl, der unhörbar über die teppichbelegten Stufen herabgestiegen war. Erst heute früh hatte er erfahren, wer die von Thekla gepflegte Kranke sei; mächtig war in ihm die alte Leidenschaft für Marie erwacht, um so mächtiger, als auch der letzte kümmerliche Reiz seiner Verlobten im Vergleiche mit dem holdseligen Mädchen aus der Eisenbahnstraße verblassen mußte. Und nun würde am Ende dort der gehaßte Nebenbuhler, der sich so frech in das Haus hereingeschlichen hatte, den vom Arzte angedeuteten Dienst der Kranken erweisen? Nein! Das sollte er nicht. Der Antrieb, etwas Gutes zu thun, sein Blut für einen Mitmenschen zu vergießen und so ein kleines Theilchen der ihn erdrückenden Schuld zu tilgen, auch die sich selbst kaum eingestandene Hoffnung, durch solches Thun die beleidigten Schicksalsmächte zu versöhnen und sich Straffreiheit, wenigstens Sicherheit vor Entdeckung, zu erwerben, bemächtigten sich seiner, dringend wiederholte er sein Anerbieten:

„Warum zögern Sie, Herr Geheimrath? Nehmen Sie meine Haut; ich stelle sie Ihnen zur Verfügung.“

„Worum handelt es sich denn?“ fragte verständnißlos Feßner, den der ungewöhnliche Eifer Karls unangenehm berührte, „ich weiß noch immer nicht, was eine Hauttransplantation ist.“

„Die Verpflanzung mehrerer Hautabschnitte von einem gesunden Körper auf eine größere Wunde, um den Granulationsprozeß derselben zu unterstützen,“ erläuterte der Arzt.

Kurt hatte begriffen; sofort erklärte er mit ruhiger Entschiedenheit:

„Herr Geheimrath, ich bitte, meine Haut zu der betreffenden Operation zu benutzen.“

„Ich habe die Vorhand, Herr Feßner,“ rief Karl erregt, indem er unwillkürlich in die Ausdrucksweise des Kartenspielers verfiel, „ich lasse mir mein Anrecht durch keinen Unberufenen verkümmern.“ Er öffnete die Thür und drang rücksichtslos in das Krankenzimmer ein.

Aber schon war ihm Kurt gefolgt, der den Stürmischen zur Seite drängte und, an das Lager Mariechens eilend, dieser mit freudigem Gruße die Hand bot.

„Meine Herren,“ grollte der Sanitätsrath, der mit Thekla nun ebenfalls ins Zimmer zurückkehrte, „dieser Raum ist sakrosankt und darf von keinem Laien betreten werden.“ Und als sich die Ermahnten beschämt zurückziehen wollten, hob er freundlicher wieder an:

„Ich danke Ihnen im Namen der Kranken für diesen Wettstreit edler Seelen. Mir, als Arzt, steht im vorliegenden Falle allein die Auswahl zu, und ich gebe Herrn Feßner

den Vorzug, schon weil Herr Karl von Giselli nicht mehr allein über sich zu verfügen hat, mit Haut und Haar gehört er seiner Verlobten. Ich denke, Verehrtester," wandte er sich flüsternd an Karl, „Sie werden dem Feßnerschen Blute keinen Groll nachtragen."

Ein Schauer ging dem Angeredeten durch Mark und Bein. Lag in diesen Worten irgend eine versteckte Anspielung? Sein Muth zum trotzigen Ausharren war plötzlich gebrochen. Kaum fand er die Kraft zu einer unverständlichen Erwiderung; wie vernichtet wankte er aus dem Zimmer und mit gelähmten Beinen schleppte er sich über die Hintertreppe nach seiner Wohnung empor.

Die andern hatten seine Veränderung gar nicht bemerkt.

„Was haben Sie denn vor, Herr Geheimrath?" fragte Mariechen, die von dem ganzen Vorgange nichts begriff.

„Nur einen neuen noch wirksameren Verband," antwortete Ramm, der es für rathsam befand, die volle Wahrheit der Kranken vorerst noch zu verschweigen, „Herr Feßner will mir bei demselben behülflich sein. Fräulein Theklas geübte Hand wird Ihnen den Verband wieder abnehmen."

Er gab Thekla einen Wink, und während sich diese mit Marie beschäftigte, zog er sich mit Kurt hinter den Bettschirm zurück, wo auf einem Tischchen allerlei Flaschen mit Flüssigkeiten und die erforderlichen Verbandstoffe zur „antiseptischen" Wundbehandlung zur Hand waren. Um Marie über den wahren Vorgang zu täuschen, sprach er anhaltend und mit lauter Stimme von ganz unverfänglichen Dingen; heimlich aber hatte er Kurt bedeutet, schnell den Rock auszuziehen und den linken Hemdärmel bis zur Schulter aufzu-

streifen. Durch eine Geberde nöthigte er den jungen Mann auf einen Sessel, dann entnahm er seinem chirurgischen Besteck eine „Pincette“ und eine Coopersche Scheere, faßte mit dem Zängelchen die Haut von Kurts Oberarm, zog sie ein wenig hoch und schnitt mit den gerundeten Scheerenklingen ein kreisförmiges Stück aus derselben aus. Den gewonnenen Abschnitt mit der Pincette festhaltend, eilte er an Mariechens Lager und legte ihn flach und glatt mitten auf die inzwischen entblößte Wunde.

„So! Sie werden sehen, dieses Pflaster wird Wunder wirken.“

Die Ahnungslose wußte nicht, daß sie mit dem Blute des Geliebten geimpft, daß ein Theil seines Fleisches mit den ihren verbunden wurde.

Ramm ging noch öfters zwischen dem Bette und dem Bettschirm hin und her; jedesmal entnahm er dem Arme des muthig seinen Schmerz Verbeißenden ein neues Stück und diese Stücke pflanzte er inselartig neben einander auf Mariechens Wunde. Als er zum letzten Male die Scheere ansetzte und Kurts bleiche Wangen sah, zögerte er und fragte leise: „Sie werden mir doch nicht schwach werden? Dann höre ich auf; zur Noth ist es genug;“ doch der andere versetzte laut und frisch: „Fahren Sie nur fort, Herr Geheimrath! ich helfe Ihnen so lange, als Sie es nur wünschen;“ und ohne zu zucken, bot er den blutüberströmten Arm dar.

Nach vollbrachtem Werke und während Thekla den vom Arzte begonnenen Verband Mariechens sachgemäß beendete, klopfte Ramm den jungen Mann anerkennend auf die Schulter.

„Morgen soll sie's erfahren, wer ihr das Heilpflaster geliefert hat," raunte er leise. Er wusch den Arm und verband ihn, und als er bemerkte, daß Kurt nicht mehr den engen Rockärmel würde anziehen können, zischelte er:

„Nehmen Sie den linken Theil des Rockes nur über die Schulter. Warten Sie hier! wir gehen dort hinaus;" er deutete auf die Thür zum Nebenzimmer — „sie braucht Sie nicht mehr zu sehen."

„Adieu, meine Damen!" rief er laut hinter dem Schirm hervor, „ich nehme Herrn Feßner mit mir. Auf Wiedersehen morgen!"

„Leben Sie wohl, Fräulein Marie! Adieu, mein gnädiges Fräulein!" grüßte Kurt ebenfalls hinter dem Schirm hervor. „Der Herr Geheimrath belegt mich mit Beschlag, ich muß gehorchen."

Eine Thür knarrte und fiel ins Schloß; Thekla war mit der Kranken allein.

„Sie haben sich einen Orden verdient, Herr Feßner!" sagte Ramm zu Kurt, als beide den Flur des Vorderhauses erreicht hatten.

„Ich habe es gern gethan."

„Das glaube ich, auch ohne Ihre Versicherung. Den Teufel auch! So etwas thut man nicht für den Ersten Besten. Ei, ei, wie Sie plötzlich erröthen! Ich bin verschwiegen, mein lieber Herr Feßner; meinetwegen machen Sie sich keine Sorge. Aber jetzt bedürfen Sie der Ruhe. Warten Sie hier! ich werde Ihnen eine Droschke senden."

„Dann, wenn ich bitten darf, vor den anderen Eingang. Ich habe noch etwas im Bankgeschäft zu thun."

Der Sanitätsrath eilte davon, und Kurt begab sich durch den Flurgang zur Linken nach dem andern Flügel, in dem die Geschäftsräume waren. Er schlüpfte ins Kassenzimmer und begrüßte den dort an Stelle seines noch immer nicht aufgefundenen Onkels amtirenden Hauptkassirer.

„Ist Ihr Chef anwesend?“

„Nein, Herr Feßner, er ist heut selber zur Börse gefahren; wollen Sie ihn sprechen?“

„Gott bewahre mich! Nur im Vorbeigehen einen Wink: sollten Ihnen Wechsel auf Bright and Mersey in London angeboten werden, so nehmen Sie sich in Acht; diese Firma ist wacklich . . . ich habe Nachrichten. Adieu.“

„Verweilen Sie doch noch einen Augenblick, Herr Feßner. Was haben Sie denn mit Ihrem Arme gemacht? Hingefallen? Oh, ich bedaure. Uebrigens meinen besten Dank für Ihre Mittheilung! Wenn mein Prinzipal wüßte, welch edelmüthiger Feind Sie sind!“

„Ich bin niemandes Feind. Mit Herrn Otto von Giselli habe ich freilich nichts gemein; aber ich wünsche, Schaden und Nachtheil von einem Hause abzuwenden, in dem ich selbst lange Zeit gearbeitet habe. Adieu, mein Lieber; es bleibt unter uns.“

In der von Ramm geschickten Droschke fuhr er nach Hause.

. . . In den Sälen der Berliner Fondsbörse trägt heute der Geheime Kommerzienrath Otto von Giselli sein in neuerer Zeit wieder stattlich gerundetes Bäuchlein zur Schau. Er hat sich endlich damit abgefunden, daß sich die Kluft, die ihn

von seinem Weibe trennt, nicht ausfüllen lassen will. Mag die Närrin ihre unnahbare Rolle weiter spielen! seine Laune soll dadurch nicht mehr getrübt werden. Genug, wenn Frau Emma nach wie vor ihr Pfauenrad schlägt und durch den Aufwand, den sie treibt, zur Vermehrung seines Ansehens beitragen hilft! Den Gipfel seiner Wünsche hat er erreicht; die Verbindung Karls mit der Amerikanerin wird früh oder spät die Verschmelzung seines Vermögens mit den Millionen Mr. Smiths zur Folge haben, und einst wird der Tag kommen — oh, wenn er ihn doch selbst noch erlebte! — wo das Haus Giselli das erste der Hauptstadt, ja, des ganzen Landes sein wird. Dann wird auch das Bankhaus des aufgeblasenen Baron Cohnfeld, der vorerst noch als stärkster Hecht im Karpfenteiche gilt und dort an der Fensterseite des mittleren Saales seinen Tisch aufgeschlagen hat, überflügelt und in den Schatten gestellt sein.

Herr Otto nähert sich den Stellen, wo Spekulationspapiere gehandelt werden und wo sich der planetarische Menschennebel, der in diesen Räumen wogt, zu dichten, börsenkosmischen Gebilden zusammenballt. Mitleidig blickt er auf das Treiben dieser Kleinen unter den modernen Goldgräbern. Wie sie drängen und schieben, und stoßen und schreien! Man hebt die Hände empor, man schreibt in die Notizbücher, man fährt dem Nachbar mit der Faust ins Gesicht, man reißt sich die Kleider vom Leibe, man leidet Quetschungen und Erstickungsnoth, man schwitzt Blut und Wasser. Wie thöricht sind die Leute, die da meinen, man könne mühelos und ohne Arbeit an der Börse sein Geld verdienen! Sie mögen hierher kommen und sich überzeugen, daß der Kampf

um das rothe Gold, der scheinbar nur mit den unsichtbaren Waffen der Schlauheit geführt wird, doch auch ein Stück schwerer körperlicher Arbeit ist; um in diesen wirbelnden Menschenknäueln seinen Platz zu behaupten und Lunge und Schreibstift gebrauchen zu können, muß man im wahren Sinne des Wortes Haut und Knochen preisgeben, die Umgangsformen des Kulturmenschen verleugnen und selbst gegen die Beleidigungen des Geruchssinnes abgestumpft sein.

Herr Otto lächelt, indem er dem Getümmel zuschaut, und seine Schweinsäuglein werden noch kleiner, seine wulstigen Lippen ziehen sich noch mehr in die Breite, wenn einer der Kämpfer ermattet aus dem Haufen tritt und, den Herrn Geheimrath bemerkend, sich ehrfurchtsvoll verneigt und den Muth findet, ihm ein paar glückwünschende Worte zur Verlobung des Herrn Sohnes darzubringen. Nur um diese Glückwünsche einzukassiren, ist er, seiner Gewohnheit entgegen, heute in höchsteigner Person zur Börse gegangen. Es thut seinem Herzen wohl, zu sehen, wie man die Köpfe zusammensteckt und einander die große Neuigkeit mittheilt; die verblüfften Gesichter, die neidischen Geberden sind ihm ein wahres Labsal. Selbst innerhalb der Schranken für die Kassageschäfte, wo sonst immer eine durch den Gegensatz doppelt wirksame Ruhe und Würde herrscht, wird heute nur von dem überraschenden Ereigniß gesprochen; der Makler, der an die Schranke gewinkt wird, verständigt sich schnell durch ein paar leise Worte mit seinem Auftraggeber; wirft einige Bleistiftzeilen aufs Papier und tritt nach erledigtem Geschäfte eilig wieder zu den Genossen im umhegten Raume zurück, um mit

ihnen über die bevorstehende „Fusion" der Gisellischen und Smithschen Millionen weiter zu verhandeln.

Der strahlende Banquier watschelt gemächlich weiter; er streift die Gruppe, die in „österreichischem Kredit" handelt, und begiebt sich in den Nebensaal, wo man in einer Ecke sich wegen „Diskonto-Kommandit" Rippenbrüche beizubringen sucht; nachdem er auch hier das Angestaunt- und Beneidetwerden sattsam genossen hat, schlendert er bei den Makler-Schranken vorüber zurück nach dem Mittelsaale, den er langsam durchmißt, um sich auch den Gewinnspähern der benachbarten Produktenbörse im Glanze seiner neuen Schwiegervaterschaft zu zeigen. Endlich wirft er noch den Ansiedelungen der großen Bankhäuser in den Fensternischen einen prahlerischen und herausfordernden Blick zu; dort herrscht auch Cohnfeld, der das Wohl und Wehe all der tobenden kleinen Kläffer in der Hand hält und, wenn ihm der Sinn darnach steht, sie alle „aufschwänzen" und verspeisen kann. Ja, warte nur! — das besagt sein Blick — bald komme i ch an die Reihe und ich werde Dich von Deinem Platze dort vertreiben, so wahr ich von Giselli heiße; und wenn Du Baron bist, ich werde Graf heißen und sollte ich mir die Grafenkrone in Persien oder vom Bai von Tunis kaufen! Der Rausch des Größenwahns umnebelt seine Sinne: das fleischige Haupt, dessen beginnende Glatze schon durch seitlich heraufgekämmte Haarsträhne verdeckt wird, in den Nacken werfend, wackelt er stolz dem Ausgange zu und läßt sich keuchend auf das Polster seines Wagens plumpen.

In glücklichster Stimmung betrat er bald darauf sein „Kabinet" und zum ersten Male in seinem Leben wetterte

er den Diener nicht an, der ihn mit der Anmeldung einer Frau störte, die ihn dringend zu sprechen wünschte.

„Immer 'rin in's Vergnügen!" sagte er gut gelaunt; es war ihm ein Behagen, sich auch in seiner Ausdrucksweise gehen zu lassen und Redensarten zu gebrauchen, die er als Knabe oft genug im Hause seines Vaters, des damaligen Budikers, gehört hatte.

Eine zwergartige, sich auf einen Stock stützende Person, deren Gesicht unter einem grünen Augenschirm fast ganz verborgen war, humpelte herein.

„Ju'n Dag, Herr Jeheimrath!" grüßte sie nach einem prüfenden Rundblick, ob auch kein dritter anwesend wäre. „Ick weeß nich, ob Se mir recht verstehen werden; ick habe mer's lange genug überlejt und wollte erst nich recht 'ran ... aber, weil Se doch 'n jutes Herz haben und det arme Wurm, was Ihr Kutscher überjefahren hat, im eejenen Hause verpflegen lassen, da dachte ick: 'ne Warnung is Christenpflicht; hier hilft keen Maulspitzen, jefiffen muß sind."

Herr Otto fand die alte Hexe außerordentlich spaßhaft; da er aber durchaus nicht begriff, was sie eigentlich wollte, fragte er mit spöttischer Höflichkeit:

„Mit wem habe ich denn die Ehre?"

„Sehn Se, det is ochsig nett, daß Se ooch mit unsereenem so jebildet reden; ick bin de Mutter Jräsern, und de sel'ge Jrete, Se wissen schon, war meine Enkelin."

Um vieles ernster klang die Erwiderung:

„Und was wünschen Sie von mir?“

„Partut jar nischt, Herr Jeheemrath! O Kontrollör, ick möchte Ihnen eenen juten Rath jeben.“

„Hm! Da bin ich doch begierig.“

„Sehn Se, Herr Jeheemrath, lachen Se mir nich aus ... aber ick habe manchmal furchtbar bängliche Träume, un diese Träume sin schon oft in Erfüllung jejangen, und da wollte ick Ihnen bitten: lassen Se de nächste Zeit Ihren Sohn nich von de Strippe, halten S'n immer hübsch bei sich ... man kann nich wissen, wat passirt.“

„Zum Teufel, Frau! Wollen Sie mich graulich machen? Hoffen Sie, auf diese neue Art Geld von mir zu erpressen?“

„Nanu brat' mer Eener 'n Storch, aber 'n milchernen! Hab' ick mir's doch gedacht, daß Se mir mißverstehn würden. Et is reene Christenliebe, dat ick Se warne. Hören Se nur! Ick habe Ihren Sohn in seinem Blute liejen sehen als dodige Leiche, un weil ick den Herrn Anton — Se wissen schon — doch ooch so jesehen hatte, kurz bevor dat 'n die himmelhund'schen Anarchisten kalt machten, da sagte ick mir: wenn de reichen Herrn, sagt ick mir, ooch in Abrahams Wurschtkessel sitzen, 'n Unjlück kann Ihnen doch übern Hals kommen, un der Herr Jeheemrath hat 'n weeches Herz von wegen der Marie aus de Eisenbahnstraße, und Du jehst hin und warnst ihn.“

Der Gewarnte wußte nicht recht, ob wirklicher Antheil oder nur schlaue Berechnung und Hoffnung auf Lohn aus diesem Weibe sprachen. Etwas verächtlich zuckte es um seine Mundwinkel; da er aber heute unzerstörbar guter

Laune war, senkte er die feiste Hand in seine Hosentasche und langte ein Goldstück hervor:

„Da, vortreffliche Sibylle! Ich danke Ihnen für Ihre Bemühung. Kaufen Sie sich ein Andenken an mich!“

„Da schlag' eener lang hin! Glooben Se denn noch immer, dat ick Ihnen beschummeln will? Se sollen Ihren Sohn in Obacht nehmen, det is det Eenzige, wat ick wünsche.“

Der Geheimrath war nicht abergläubisch und er würde über den Rath dieser wahrscheinlich halb verrückten Person laut gelacht haben, wenn ihn nicht eine ganz unerklärliche Bangigkeit befallen hätte. Wohin zielte eigentlich dieses Weib? War ein Mordanschlag gegen seinen Sohn verabredet? Hatte Karl heimliche Feinde? Doch er verwarf diesen Gedanken; ein Mörder läßt sein Opfer nicht warnen. Entweder also war die Hexe unzurechnungsfähig und ihr Gewäsch keines Nachdenkens werth, oder sie war eine abgefeimte Gaunerin, der das Goldstück nicht genügte und die auf eine größere Gabe rechnete. Nun, er konnte ihr ja den Gefallen thun; morgen Abend war die Verlobungsfeier, auch das bettelhafte Weib sollte seinen Freudenantheil an derselben haben.

Er zog ein ledernes Täschchen aus seinem Rocke, öffnete es und suchte nach einem Hundertmarkschein.

„Eine Liebe ist der anderen werth! Es soll mir nicht darauf ankommen, Ihren Traum zu erfüllen; Schrecken bedeutet Freude; da, freuen Sie sich! Was meinen Sohn anbetrifft, wir werden ihn zu schützen wissen. Und“ — fügte

er hinzu, indem er unwillkürlich einen drohenden Ton anschlug — „wenn etwa ein Auftraggeber hinter Ihnen steckt, sagen Sie ihm, es giebt noch eine Kriminalpolizei in Berlin.“

Unwillig stieß Mutter Gräser mit ihrem Stocke auf den Teppich:

„Nee, dat is ja reene zum kathol'sch wer'n! Hören Se, Herr Jeheemrath, allens laß ick mir jefallen — man blos keene Redensarten nich. Se denken woll, weil Se so'n bisken wat sind, können Se unser eenem 'n Stück Geld an'n Kopp werfen, wie 'nem Hund 'ne Wurschtpelle? Rejen Se sich nich uf und lassen Se Ihre Groschens stecken! Ick habe Ihnen gewarnt und damit basta! Un nu jrüßen Se Muttern!“

Sie machte Kehrt und wollte davonhumpeln.

Verblüfft stotterte der andere:

„Wenn es wirklich nicht auf meinen Geldbeutel abgesehen war, dann entschuldigen Sie!“ Und ärgerlich über seinen Mißgriff brummte er: „Für die Folge verschonen Sie mich aber mit solchen Verrücktheiten.“

„'N bisken verrückt is am Ende jeder,“ kam es trocken zurück, „un wenn ick man Sonndags det wäre, wat Sie sich alle Daje inbilden, denn wäre ick s o jroß!“ Sie streckte ihren Stock, so hoch sie konnte, empor. „Det ick hier keene Jejenliebe finden würde, det war mir schon vorher klar; dadrum aber keene Feindschaft nich; et soll mir nich verjniddern.“ Sie warf die Thür zu und hinkte kopfschüttelnd von dannen.

Der Banquier lachte ihr höhnisch hinterher.

„Die zahnlose Katze zeigt ihre Krallen. Wenn sie wieder kommt, lasse ich sie hinauswerfen. Abgemacht! denken wir nicht mehr daran.“

Aber er mußte immer wieder daran denken und für alle Fälle beschloß er, den Sohn bis zu seiner geplanten baldigen Abreise nach New-York nicht mehr von seiner Seite zu lassen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es war ein frischer, aber sonnenheiterer Herbsttag, an dem das Verlobungsmahl, Nachmittags sechs Uhr, im Gisellischen Hause stattfinden sollte. Dort herrschte schon am frühen Morgen ein reges Treiben, uud selbst Thekla, die bisher nur selten vom Lager ihrer Schutzbefohlenen gewichen war, ging heut des öfteren nach ihrem Zimmer, um den fürs Fest bestimmten Anzug musternd zurecht zu legen; sie konnte dies um so beruhigter thun, als es um Mariechen in der That viel besser stand, und die Heilung der hartnäckigen Wunde seit Kurts tapferem Liebesopfer überraschende Fortschritte gemacht hatte.

Herr Otto rauchte in seinem Kabinet eine seiner feinsten Cigarren und prüfte die Absagen, die auf seine Einladungen eingegangen waren. Der Herr von Damstedt wäre durch Unwohlsein verhindert — so besagte der schriftliche Vermerk auf einer Besuchskarte des Exobersten. Sehr angenehm berührt, murmelte der Banquier: „Gesegnet sei dieses Unwohlsein! Hab' den Kerl nur meiner Frau wegen ein=

geladen. Uebrigens ahnte ich, daß er nicht kommen würde; er vermeidet ja ängstlich jedes Zusammentreffen mit meinem Freunde Smith . . . möchte wissen, was da für eine Teufelei dahinter steckt . . . denn daß mein sauberer Herr Schwager ein schlechtes Gewissen hat, ist sonnenklar." Verächtlich warf er die Karte auf den Tisch und öffnete einen der andern Briefe. „Natürlich! Seine Excellenz der Herr Minister bedauern . . . Wartet nur, ihr aufgeblasenen Herren Federfuchser! Wenn das Haus Giselli erst eine Großmacht ist, wird es auch Minister ein- und absetzen, als wären's Lakaien! Meine Zeit wird kommen, wird schneller kommen, als es euch lieb sein soll!" Er zerriß den Brief in lauter kleine Fetzen.

Auch Sternbühl hatte abgeschrieben; ebenso der Graf Wittenloh, auf dessen Erscheinen um so mehr gerechnet worden war, als er der einzige, aber um so glänzendere Vertreter des Heeres sein sollte.

„Alle Teufel! auch Cabral?" rief der überrascht auf das Brieflein des Marquis Starrende, „da ist meine Frau mit im Spiele! Sie hat ihn aufgewiegelt! Plant sie am Ende noch etwas anderes? Sollte sie ihre Drohung wahr machen und durch ihre Abwesenheit glänzen wollen? Nun, wir sind auf alles gerüstet; eine Nothlüge wird uns nicht mangeln. Der spanische Geck ist übrigens entschuldigt, wenn er wirklich heute Abend schon abreist . . . Hol ihn der Kukkuk!"

Er überzählte die Absagen und fand, daß noch immer eine erkleckliche Anzahl Berühmtheiten an seiner Tafel versammelt sein und dem Feste die wünschenswerthe Weihe

verleihen würde. Dies tröstete ihn. Keuchend erhob er sich, um auf den Klingelknopf zu drücken. Dem eintretenden Diener befahl er, Herrn Karl zu benachrichtigen, daß es Zeit zur Ausfahrt wäre. Eingedenk seines Vorsatzes, den Sohn bis zur Abreise wie seinen Augapfel zu hüten, hatte er mit Mr. Smith verabredet, heute Mittag zusammen mit dem jungen Paare noch einige Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besuchen; es war dies der sicherste Weg, den Sohn durch die Braut an seine Person zu fesseln und stets unter Aufsicht zu haben.

Eine Viertelstunde später fuhren beide nach dem Gasthofe Unter den Linden, wo sie von dem New-Yorker Paare schon erwartet wurden.

Thekla war inzwischen wieder zu Marie zurückgekehrt, mit der sie sich in letzter Zeit trotz der Verschiedenheit der beiderseitigen Lebensstellungen immer inniger befreundet hatte, und so war kein Mitglied der Familie mehr vorhanden, das Frau Emma in ihren Vorbereitungen zur Abreise hätte stören können.

Es kostete der leichtlebigen, aber von heißer Liebe zu ihrem Sohne erfüllten Frau doch einen schweren Kampf, unter so auffälligen und der allerschlimmsten Deutung ausgesetzten Umständen ein Haus zu verlassen, in dem sie ein Viertel Jahrhundert lang ein verhaßtes Ehejoch in würdevoller Entsagung getragen und die Grenze ihrer Pflichten wohl öfters hart gestreift, aber niemals gänzlich überschritten hatte. Selbst ihr Verhältniß zu Cabral glaubte sie vor sich und ihrem Gewissen durchaus entschuldigen zu können. Wohl hatte sie sich von dem stürmischen jüngeren Manne den Hof

machen lassen und es stets wie eine Genugthuung empfunden, wenn seine ihr gewidmeten Aufmerksamkeiten dem Publikum nicht entgingen und den eifersüchtigen Gatten verdrossen und peinigten, aber nie hatte sie ihm etwas gestattet, was ihre Achtung vor ihr selbst untergraben hätte; jener einzige Kuß, den seine Lippen damals in Potsdam auf ihr Antlitz gedrückt hatten, war ein geraubter gewesen, zu dem sie ihn nicht ermuntert und dessen Wiederholung er nie wieder gewagt hatte. Auch was sie heute zu thun entschlossen war, that sie nicht seinetwegen; sie that es aus Angst und Sorge um ihren Liebling, ihren Karl; vielleicht rettete ihn ihr plötzliches Verschwinden vor dem letzten Schritte; vielleicht wurde das Verlobungsfest verschoben, und Zeit gewonnen, konnte auch in diesem Falle alles gewonnen bedeuten. Sie wollte nicht für immer entfliehen; sie wollte wiederkehren; nur wenn das selbstlose Opfer ihres Rufes ein vergebliches sein sollte, dann konnte und wollte sie nicht mehr die Schwelle eines Hauses überschreiten, in dem man ihre heiligsten Gefühle, die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, verkannte und mit Füßen trat. Was dann aus ihr werden sollte — ob sie dann nicht am Ende doch die Wünsche Cabrals erfüllen und sein Weib werden würde, das konnte sie heute noch nicht entscheiden; Gott würde ihr Kraft geben, das Richtige zu thun, jetzt galt es, das Zunächstliegende auszuführen und sich nicht mit unfruchtbaren Erwägungen das schwere Herz noch mehr zu belasten.

Die Kammerjungfer huscht herein, und weit öffnet sie die meergrünen Augen, wie sie ihre Herrin beim Packen eines kleinen Reisekoffers betrifft.

„Befehlen die gnädige Frau das Frühstück?“

„Ist es schon so weit?“ frägt Emma zerstreut zurück. „Ich frühstücke heute nicht; ich habe keinen Appetit.“ Wie sie den verwunderten Blick der schlauen Jungfer bemerkt, fügt sie vertraulich hinzu: „Hier Klara, dies Armband ist Dein, wenn Du von dem, was Du mich heute thun siehst, nicht eher sprichst, als bis ich es Dir erlaube; darf ich auf Deine Verschwiegenheit gegen jedermann rechnen?“

„Gnädige Frau, Sie kennen mich doch! In allem, was die gnädige Frau betrifft, bin ich verschwiegen wie das Grab!“ Eine gewisse Empfindlichkeit spricht aus dem Tonfall dieser Betheuerung! aber das Schmuckstück wird begierig entgegengenommen; die Empfängerin küßt der Geberin dankbar die Hand.

„Jetzt geh und lasse mich allein. Um drei Uhr wirst Du mir eine Droschke besorgen.“

Klara verläßt, von Neugier verzehrt, das Zimmer; sie gäbe das eben gewonnene Armband darum, wenn sie wüßte, was ihre Herrin vorhat.

Frau Emma überlegt, was sie etwa noch in das Kofferchen einpacken könnte. Alle ihre Brillanten — und sie stellen ein ganzes Vermögen dar — hat sie bereits zwischen seidenen Strümpfen und spitzenbesetzter Leibwäsche festgestaut; auch ein Päckchen Banknoten ist in einer Tasche des Koffers versteckt. Sie erinnert sich einer halbvergessenen Uhr, die ihren Namenszug in Perlen trägt und die sie einmal irgendwo weggelegt hat; sie sucht nach derselben, findet sie glücklich in einem Schube des Schreibtisches und packt sie schnell zu den übrigen Schätzen. Sie will sich der Mittel versichern, um

für alle Fälle mindestens ein Jahr lang standesgemäß leben zu können. Zu diesem Zwecke hat sie in den letzten Tagen mit Hülfe der Frau Sarah Blütenthal beträchtliche baare Anleihen gemacht; sie trägt die geborgten Summen in saubern Fünfhundertmarkscheinen an ihrem Leibe; sie weiß, daß der Herr Gemahl, um Aufsehen zu vermeiden, seiner Zeit die verfallenen Wechsel decken wird.

Nachdem sie das Kofferchen geschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt hat, wirft sie einen Blick nach der Stutzuhr auf dem Kaminsims. Erst zwei Uhr! Wie unerträglich langsam schleichen die Minuten! Vor drei Uhr kann sie unmöglich nach dem Potsdamer Bahnhofe fahren. Der Courierzug nach Paris geht freilich erst am Abende ab; aber sie hat mit Cabral verabredet, den Halbvieruhr-Zug nach Magdeburg zu benutzen und dort das Eintreffen des Abendzuges abzuwarten, da sie keinesfalls mehr beim Beginne des Festes in ihrer Wohnung sein will.

Zur selben Zeit sitzt der Marquis in einem Restaurant Unter den Linden, wohin er vom Geheimrath Sternbühl und dem Oberst von Damstedt zu einem Abschiedstrunk eingeladen ist. Die Herren haben schon mehrere Flaschen Schaumwein geleert; der sonst sehr enthaltsame Marquis ist gezwungen worden, mit seinen Wirthen gleichen Schritt zu halten. Die Aussicht auf das bevorstehende Abenteuer und der prickelnde, feurige Wein haben Cabrals Blut erhitzt, und unbedachtsam ruft er aus:

„Ich wünschte, es wäre Zeit zum Scheiden.“

Der Exoberst schürzt die Lippen:

„Das ist nicht sehr höflich, mein ritterlicher Marques;" (er spricht das Wort spanisch aus), „wir geizen mit den Minuten, die wir noch in Ihrer Gesellschaft verleben dürfen, und Sie sehnen sich von uns fort."

„Nicht von Ihnen. Caramba! ich wünschte, ich könnte Sie mitnehmen." Er kneift pfiffig die Augen zusammen und verzieht lüstern die weinfeuchten Lippen.

„Was haben Sie denn vor?" frägt Sternbühl. „Sie machen ein so geheimnißvolles Gesicht . . ."

„Fragen Sie mich nicht!" wehrt sich verschmitzt lächelnd der Marquis. „Wenn Ihnen eine gleiche Reisebegleitung in Aussicht stände, wie mir, würden auch Sie vor Ungeduld vergehen."

„Eine Begleitung? Aha! ich verstehe," bemerkt der Oberst. „Cherchez la femme! Wer ist die Dame, Sie Glücklicher?"

Der halbtrunkene Cabral wirft ihm einen spöttischen Blick zu.

„Das fragen Sie mich? Ha, ha, ha! Wenn Sie ahnten . . . Doch was schwatze ich da? Verschwiegenheit ist in solchen Dingen Ehrensache."

„Ah! Sie binden uns nur ein Märchen auf!" sagt Sternbühl, „Sie wollen sich interessant machen."

Cabral fährt auf:

„Cascaras! Kommen Sie doch selbst zur Bahn und überzeugen Sie sich, wen ich mit mir nehme." Aber schon bereut er im Hinblick auf den Obersten diese Aufforderung und schnell fügt er hinzu: „Nein, nein, meine Herren! ich

hoffe, Sie werden einen Gentleman in seinen Vergnügungen nicht stören."

„Unbesorgt! wir stören Sie nicht," erklärt Damstedt trocken, „vorausgesetzt, daß Sie uns verrathen, wen Sie entführen wollen."

„Aber, theuerster Oberst, das ist unmöglich . . ."

„Auch wenn wir Ihnen unser Ehrenwort geben, daß die Sache unter uns bleibt?"

„Auch dann."

„Marquis! Das ist ein Mißtrauen in unsre Diskretion," ruft Damstedt vorwurfsvoll.

„Durchaus nicht," versichert Cabral, „aber es giebt Dinge . . . Verhältnisse . . . Caramba! Sie treiben mich in die Enge! Wenn es nun eine Dame wäre, die Sie selbst interessirte?"

Eine höhnische Lache ist die Antwort.

„Ich schere mich den Teufel um ein Thier mit zwei Zöpfen! Meinetwegen können Sie mit meiner Mutter, Schwester oder Tochter durchgehen; ich gebe Ihnen meinen Segen dazu . . . freilich, eine Tochter habe ich nicht, so viel ich weiß."

Unsicher sieht der Marquis den Sprecher an, er traut dem Frieden nicht recht, und doch erfaßt ihn ein unbezähmbares Verlangen, sein Abenteuer zu verrathen und sich im Glanze eines unwiderstehlichen Herzenbezwingers zu zeigen.

„Ist das Ihr Ernst?" frägt er erwartungsvoll. „Können Sie mir auf Ehre versichern, daß Sie mir für jede Dame Indemnität bewilligen?"

„Für jede, Theuerster, auch für meine Schwester, wenn sie so vernünftig sein sollte, sich aus den Banden des plebejischen Wucherers zu befreien.“

„In der That, Herr Oberst . . . ich habe Ihr Wort, Sie dürfen mir keinen Strich durch die Rechnung machen . . morgen wird sich Berlin eine charmante Geschichte erzählen . . Frau von Giselli begleitet mich nach Paris.“

Der Exoberst öffnet weit die Arme.

„An meine Brust, Sie Schwerenöther! Ich gratulire Ihnen. Meinem Herrn Schwager, diesem Erzlumpen, gönne ich von Herzen die Blamage. Kann ich Ihnen irgendwie bei Ihrem Unternehmen behülflich sein? Verfügen Sie über mich, wie über den treuesten Bundesgenossen!“ Er preßt ihn an sich und küßt ihm beide Wangen.

„Gut. Kommen Sie zur Bahn, aber sehen Sie uns nicht. Halten Sie mir nur im Nothfalle lästige Zeugen vom Halse.“

Als sich die Herren getrennt hatten, begegnete Sternbühl, noch zitternd vor Aufregung über das eben Gehörte, dem Grafen Wittenloh, der in das Restaurant hineingehen wollte.

„Unterthänigster Diener, sehr verehrter Herr Graf! Ich habe eine interessante Neuigkeit für Sie. Wollen Sie mir ein paar Minuten Gehör schenken?“

Der Graf bemerkte widerwillig den angetrunkenen Zustand des Geheimraths; aber er blieb höflich stehen und nahm die Folgen dieser Begegnung auf sich.

„Was giebt es?“

Einen Augenblick zögert der Verräther, es will ihn gemahnen, als ob er im Begriff sei, einen Vertrauensbruch zu begehen; aber schnell unterdrückt er diese Regung; nur der Oberst hat sich zur Verschwiegenheit verpflichtet; er selbst, Sternbühl, hat sich in keiner Weise gebunden, und wenn er das, was er weiß, dem Grafen mittheilt, so rechtfertigt er sein eigenes Verhalten dem Gisellischen Hause gegenüber und beweist dem Grafen, der einst für Frau Emmas Ruf so bereit war, Lanzen zu brechen, wie thöricht dieser „Idealismus" war; eine kleine Belehrung hat der schwärmerische Tugendritter schon verdient.

„Wenn Sie um halb vier Uhr auf dem Potsdamer Bahnhof sein wollen," lallt er heißen Odems, „so können Sie Zeuge sein, wie der Marquis Cabral die magna peccatrix mit sich nach Paris entführt. Wir Konservativen dürften doch fortan im Rechte sein, wenn wir das Haus dieser Dame mit Bann und Interdikt belegen."

Wittenloh mustert den Sprecher mit einem kühlen Blicke.

„Die Liebesabenteuer des Marquis Cabral haben kein Interesse für mich. Ich ahne nicht einmal, wer diese magna peccatrix ist."

Sternbühl kichert:

„Das wissen Sie nicht? Hi, hi, hi! Irgend ein Spaßvogel hat aus dem Masculinum Pekkari dieses Femininum gebildet . . . es ist sehr bezeichnend, nicht wahr?"

Der Graf tritt heftig einen Schritt näher.

„Herr Geheimrath," sagt er in kaum bezwungener Entrüstung — jedes seiner nur geflüsterten Worte schneidet wie

ein Messer — „dem Urheber dieses Wortspiels möchte ich Vorsicht rathen. Ich halte die Mär, die Sie da berichten, für eine abgeschmackte Erfindung.“

„Aber, verehrter Herr Graf . . . aus dem eigenen Munde des Marquis habe ich es erfahren; er hat mich und Herrn von Damstedt nach dem Bahnhofe eingeladen; wir sollen Zeugen seines Glückes sein.“

„Um so mehr mißtraue ich der ganzen Geschichte. So handelt kein Gentleman; ein Marquis, der sich so schnöde der Rücksichten gegen das andere Geschlecht entäußert, dürfte auch lügen.“

„Nun, wir werden ja sehen. Wenn Sie sich selbst hinbemühen wollten, würden Sie ja sofort erfahren . . .“

„Ja, ich werde zur Stelle sein,“ erklärt entschlossen der Graf, „und wehe dem Herrn Cabral, wenn seine Dame fehlen sollte.“

Der Geheimrath erschrickt.

„Sie wollen doch nicht irgend welche Schritte dagegen thun?“

„Nein, Herr Geheimrath, beruhigen Sie sich. Wenn jene Dame mit einem Cabral durchzugehen im Stande ist, dann gebe ich sie ein für allemal preis, dann mag ihr der Beiname der großen Peccatrix von Rechtswegen werden. Hat der Marquis aber geflunkert, dann werde ich den Elenden zur Verantwortung ziehen.“

Sporenklirrend ging er davon.

Sternbühl sah ihm verblüfft nach.

„Ein Idealist," murmelte er achselzuckend, „der den Wald der Thatsachen vor lauter Bäumen nicht sieht! Nun, er wird ja bald belehrt werden."

. . . Die Thurmuhren verkünden die dritte Stunde. Eine Gepäckdroschke rollt über den Asphalt der Wilhelmstraße und biegt in die Leipzigerstraße ein. In der Droschke sitzt eine verschleierte, weibliche Gestalt; ihr gegenüber auf dem Rücksitze steht ein kleiner Handkoffer, während auf dem Verdeck des Wagens ein größerer Koffer schaukelt. Offenbar eine Abreisende, die dem Bahnhofe zustrebt. Was ist es, das jetzt, da sie sich dem Ziele ihrer Wünsche nähert, da ihr trotzig geplantes Unternehmen zur Ausführung kommen soll, sie mit so unerklärlichem Zagen erfüllt? Ist es nicht thöricht, nicht sündhaft, wie eine Landstreicherin durch die Welt zu fahren und Angehörige zurückzulassen, die der Schmach und erbarmungslosen Schadenfreude verfallen müssen? Wird die Welt an die Beweggründe ihres Thuns glauben? Wird ihr Schritt die verhaßte Verlobung auch nur einen Augenblick aufhalten? Jetzt auf einmal zweifelt sie daran; nein, sie zweifelt nicht mehr, sie weiß es ganz bestimmt, daß Otto, der auf seinen Wegen jedes Hinderniß über den Haufen zu rennen gewöhnt ist, irgend ein Unwohlsein seiner Gattin vorschützen und mit um so größerer Genugthuung auf das Wohl des verlobten Paares seinen gekühlten Champagner trinken wird. Und darf sie denn unter Cabrals Schutz eine so weite Reise zurücklegen? Heißt das nicht, den Ungestümen herausfordern und ihn zu Unterstellungen ermuthigen, die ihrem Herzen, ihrem bekümmerten Mutterherzen, durchaus fremd sind? Der Stolz der Edelfrau regt sich in ihr; sollen

die Berliner Klatsch- nnd Lästerzungen sie mit dem ersten besten Weibe auf eine Stufe stellen dürfen, das, seiner ehelichen Pflichten uneingedenk, mit einem Liebhaber ehrvergessen in die weite Welt läuft? Barmherziger Gott! Daß sie das alles auch nicht schon vorher bedacht hat! Ihre Hand streckt sich nach dem Fenster aus; sie will dem Kutscher ein Zeichen zum Halten geben. Zurück in das Joch mit dem Ungeliebten? Zurück in das Haus, in das die unwillkommene Schwiegertochter noch heute ihren Fuß setzen und der Mutter ihren einzigen Sohn rauben wird? Nein, lieber in die Hölle der Schmach und Verleumdung! Sie zieht die Hand wieder zurück. Weiter rollen die Räder — die Räder des Wagens und das Rad des Schicksals.

Aber blitzschnell kommen und gehen die widerstreitenden Gedanken in ihrem Hirn, die einander bekämpfenden Gefühle in ihrem Herzen. Karl, ihr Liebling, verlassen — von der Mutter verlassen zu einem Zeitpunkte, wo er ihres Rathes und Trostes mehr denn je bedürftig sein wird! Soll er mit der Braut über das Weltmeer ziehen, ohne daß er vorher an der Brust der Mutter gelegen und mit deren Küssen und Thränen den Segen empfangen hat, der den Kindern das Haus baut? Vom Sturm der Mutterliebe erfaßt, richtet sie sich jäh auf ihrem Sitze empor. Hilf Himmel! was war das? hat sie einen Schrei gehört? oder was war es sonst, das ihr in den Ohren gellte und lähmend nach ihrem Herzen griff? Eine erstickende Angst befällt sie. Das Fenster auf! Sie lehnt sich bebend aus dem Wagen.

„Halt, Kutscher, halt! Zurück nach meiner Wohnung! Ich habe etwas vergessen!“

Der Kutscher zügelt die Pferde; er hat eben den Leipziger Platz erreicht. Kopfschüttelnd wendet er um. „Det is een richtiges Frauenzimmer!“ brummt er in den Bart, aber er findet sich bald in die Umkehr, da ihm einfällt, daß er nun das doppelte Fahrgeld berechnen darf.

„Schneller! peitschen Sie die faulen Thiere!“ ruft es zähneklappernd aus dem Wagen.

„Ja doch!“ brummt er zurück. „Zu dem Zuge kommen wir doch nicht mehr zurecht.“

... In der glasüberdachten Riesenhalle des Potsdamer Bahnhofes schreiten drei Herren auf und ab, die gut gefrühstückt zu haben scheinen. Ihre Gesichter sind lebhaft geröthet, ihre Augen etwas schwimmend.

„Nun, Theuerster,“ neckt der Exoberst den Marquis, „sind auch Sie von der Schlange verführt und werden die Folgen des Apfelbisses zu tragen haben!“

„Darauf lasse ich's ankommen,“ giebt Cabral lustig zurück. „Das Gift meiner Schlange schmeckt süß.“

„Aber, Marquis,“ mahnt Sternbühl scherzhaft, „die Schwester des Herrn Obersten ist keine Giftschlange.“

Der Attaché rollt die nachtdunkeln Augen und seufzt empfindsam: „Alle Weiber sind Giftschlangen, nur entleeren sie ihr Gift nicht durch die Zähne, sondern durch die Augen, mit deren tödtlichen Blicken sie uns ins Herz treffen. Wo sie nur bleibt? Es läutet schon zum ersten Male.“

Sternbühl schaut nach dem Eingange zurück, wo er des Grafen gewahr wird, der, auf seinen Säbel gestützt, unbeweglich wie eine Bildsäule aufgepflanzt steht.

„Sie muß sofort kommen," tröstet er, indem er ein unbehagliches Gefühl zu überwinden trachtet. „Frauenzimmer sind immer unpünktlich."

„Wenn sie kommt," flüstert Cabral, vor Erwartung zitternd, „dann, meine Herren, verlassen Sie mich sofort und beschäftigen den Grafen dort — er glotzt uns an, als ob er Wind von der Geschichte hätte."

„Dummes Zeug! den hat der Zufall hergeführt," sagt Damstedt und er wirbelt seinen langen flachsfarbenen Schnurrbart durch die glaceebedeckten Fingerspitzen. „Aber, zum Teufel, da tönt schon das zweite Glockensignal; es wird Zeit, daß Sie wenigstens zwei Plätze belegen."

Der Marquis tritt an eine Wagenabtheilung der ersten Klasse und wirft seinen Paletot und Schirm auf je ein Sitzpolster. Dann späht er die Anlände entlang und murmelt:

„Sollte das Pekkari Lunte gerochen und sie zurückgehalten haben?"

Voll heimlicher Unruhe bemerkt Sternbühl, wie sich die hohe, bisher regungslose Gestalt am Ende der Halle plötzlich in Bewegung setzt; sie läßt den stützenden Säbel los, so daß er, nur vom Koppel getragen, neben ihr herschleift, und kommt langsam dem Orte näher, wo die drei Herren stehen.

„Einsteigen!“ ruft der am Zuge entlang gehende Schaffner. Zu gleicher Zeit tönen die letzten drei Glockenzeichen.

„Caramba!“ flucht der enttäuschte Marquis. „Eilen Sie zu ihr, Colonel, und sagen Sie ihr, daß ich sie heute Abend in Magdeburg erwarten werde.“ Dringlich raunt er die Bitte; er ist schon in den Wagen geklettert.

Kaum unterdrückt der Oberst ein schadenfrohes Lächeln, aber bereitwillig erklärt er:

„Ich will's versuchen, sie zu sprechen, obgleich ich des Löwen Höhle eigentlich scheue.“

„Marquis Cabral!“ tönt eine strenge Stimme. Der Graf hat sich zwischen dem Obersten und dem Geheimrath kräftig hindurchgedrängt und steckt seinen Kopf in die Wagenabtheilung. „Sie haben geprahlt, eine Dame mit sich nehmen zu wollen; wo ist sie?“

Verdutzt schaut ihn der also zur Rede Gestellte an.

„Ich begreife nicht,“ stammelt er, sich verfärbend, „mit welchem Rechte Sie mich auf diese brüske Weise interpelliren . . .“

„Mit dem Rechte des Ehrenmannes, der den Ruf jeder unbescholtenen Dame gegen Frechheit und Gemeinheit zu vertheidigen hat.“

„Herr Graf!“ braust der andere auf, „Sie werden mir Genugthuung geben . . .“

Wittenloh nickt gleichmüthig mit dem Kopfe.

„Kommen Sie, sich dieselbe holen. Ich erwarte Sie, wenn Sie nicht auch in diesem Punkte ein lügnerischer Prahler sind.“

Der lange Pfiff der Maschine übertäubt die unverständliche Entgegnung des Marquis, den der fortbrausende Zug schon entführt.

Der Graf wendet sich, grüßt stumm und stolz die beiden anderen Zeugen des Vorganges und schreitet ruhig davon. Ein Alp ist von seiner Brust; ihm ist so leicht, so wohl zu Muth, als wäre ihm ein hohes Glück widerfahren.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Im Gisellischen Wagen saß neben dem strahlenden Besitzer der nicht minder vergnügte Yankee; Ms. Alice hatte durchaus auf dem Rücksitz bestanden, um so die Nachbarschaft ihres Verlobten zu genießen. Die Sonne hatte schon die Mittagshöhe überschritten; ihr flimmernder Glanz zitterte auf den staubfreien Wegen, die Luft war rein und erquickend, es schien eine ergötzliche Fahrt werden zu wollen. Wenn man auch erst in der vierten Stunde zurückkehrte, es blieb immer noch Zeit genug zum Ankleiden, vor fünf Uhr würden selbst die pünktlichsten Tafelgäste nicht eintreffen.

Karl steht am Ziele seiner Wünsche; heute wird seine Verlobung bekannt gegeben werden und morgen wird er sich seiner nach New-York heimkehrenden Braut anschließen, um sich in deren überseeische Kreise gebührend einzuführen. Zu Weihnachten soll er wieder in Berlin sein, so wünscht es der Vater; aber sein Entschluß steht unerschütterlich fest,

vorerst gänzlich drüben zu bleiben, dort so schnell wie möglich die Hochzeit zu betreiben und dann mit seiner Gattin eine Weltfahrt anzutreten, um dem verhaßten Berlin so lange wie möglich aus dem Wege zu gehen.

Er steht am Ziele seiner Wünsche, und dennoch ist er unruhiger und besorgter, wie je zuvor. Er hat das Gefühl, als ob ihm das Herz tiefer säße; schreckhaft fährt er bei jedem unerwarteten Geräusch zusammen; mißtrauisch mustert er die Gesichter der Vorübergehenden, die lange Hälse machen und dem stattlichen Gefährt nachblicken. Zwar versucht er, sich zu beweisen, daß jede Gefahr jetzt vorüber sei; in lechzender Gier malt er sich das Behagen aus, mit dem er endlich auf dem Dampfer schlafen wird, nicht mehr geschreckt durch bange Träume, nicht mehr gemartert durch das lähmende Bewußtsein beim Erwachen, daß er in Berlin sei, in der Stadt der Schutzmänner und Gensdarmen. Aber wie er sich auch müht, an seine baldige Erlösung aus dieser Hölle der Unsicherheit zu glauben, es kommen ihm ganz unvermittelte, ihn immer wieder mit Angst und Schrecken erfüllende Erinnerungen. So will ihm ein Vers nicht aus dem Sinn, den er als Schuljunge einmal auswendig gelernt hat:

„Zwischen ein und noch einmal
Niederfährt des Blitzes Strahl.“

Es ist ein ganz alberner Vers, eine richtige Pfefferkuchenpoesie, so sucht er sich zu trösten —, die ihn da beunruhigt; dergleichen Kling-Klang ist meist reiner Unsinn,

wie ja auch alle Sprichwörter nichts als handgreifliche Lügen sind, aber immer wieder tönt es ihm im Ohre:

„Zwischen ein und noch einmal
Niederfährt des Blitzes Strahl.“

„Wir könnten durch die Heidestraße beim Nordhafen vorbei nach der Jungfernheide fahren,“ sagt behaglich sein Vater, „der Plötzensee ist unsern Freunden noch unbekannt.“

Wie von einem Dolche getroffen, zuckt Karl zusammen.

„Keinesfalls! Das dulde ich nicht!“ ruft er mit überraschendem Eifer, „das ist die reine Hundetürkei. Nein, Papa, wir wollen rechts ausbiegen; vielleicht interessirt sich Mr. Smith für die Borsigschen Etablissements.“

„Yes! certainly“! quarrt der Yankee, „fahren wir zu Borsig.“

Der Wagen, der schon am Humboldtshafen vorübergerollt ist, wendet sich in die Invalidenstraße und erreicht den Platz vor dem Neuen Thor. Dort biegt der Kutscher wieder rechts aus, um durch die „Kommunikation“ die Ecke der Chaussee- und Elsässer-Straße zu gewinnen.

„Aber, das ist ja eine obskure Gegend, in die wir gerathen,“ erklärt Karl, von unerklärlicher Unruhe ergriffen, und sich zum Kutscher zurückwendend, herrscht er diesen an: „Sind Sie toll? Fahren Sie doch zurück nach der Invalidenstraße!“

„Oh nein! Lassen Sie ihn!“ bittet Alice dringlich. „Ich liebe diese alterthümlichen Winkel; bei uns drüben haben wir dergleichen nicht.“

Karl muß sich schweren Herzens fügen, wenn er durch ferneren Widerstand nicht auffällig werden will.

In dem alten Gemäuer, das zur Linken die Kommunikation begrenzt, klafft eine mit Pfeilern und Gitterthor versehene Lücke, die den Durchblick auf ein niederes, in gelben und rothen Ziegeln geschmackvoll errichtetes Gebäude gewährt.

„Was ist das für ein Haus?“ frägt Mr. Smith seinen Nachbar.

„Das neue Leichenschauhaus.“

„Ah, die Berliner Morgue!“ ruft Ms. Alice. „Wir wollen sie uns ansehen.“

„Ein sonderbares Gelüst!“ wehrt Karl spottend ab. „Giebt es nichts Anmuthenderes, mit dem wir an unserm Verlobungsfeste die Schaulust befriedigen können?“

„Du bist und bleibst ein sentimentaler Deutscher!“ lacht seine Braut. „Ich will die Morgue sehen! Theuerster Schwiegerpapa, lassen Sie halten!“

Der schon vorübergerollte Wagen macht Kehrt und setzt seine Insassen unmittelbar vor der Einfahrt ab.

Man überschreitet den Vorplatz. Blendend liegt die Herbstsonne auf dem bunten Mauerwerk; die beiden vorspringenden Flügel werfen schmale, scharf begrenzte Schattenstreifen auf den Erdboden. Karl sieht nur Nebel vor seinen Augen; kaum vermag er, die Füße zu heben; ihm ist, als ob er durch erweichten Lehm watete. Warum bangt er vor diesem Hause? Warum zögert er, die Stätte des Todes zu

betreten? Nur ein kurzer Augenblick, und Ms. Alice wird ihrer unbegreiflichen Laune genügt haben — in einer Stunde knallen die Champagnerpfropfen! darum Muth! ein möglichst unbefangenes Gesicht gezeigt und alle unerwünschten Erinnerungen zum Teufel gejagt!

„Was drin zu sehen?“ fragt leise Herr Otto einen herauskommenden Unbekannten.

„Ne eenzige Leiche!“ brummt dieser, ohne sich aufzuhalten; er scheint enttäuscht, daß das Meer der Hauptstadt heute nicht mehr Schiffbrüchige an diesen Strand geworfen hat.

Man ersteigt die steinerne Freitreppe. Der Banquier öffnet den Thürflügel und läßt Mr. Smith und Alice zuerst eintreten; dann folgt er mit seinem Sohne.

Der Ausruf „Fürchterlich!“ entringt sich den Lippen der Dame, aber unverwandt starrt sie durch die Glaswand der mittleren Zelle auf die schräg nach vorn geneigte Zinkplatte, auf der ein männlicher Leichnam in triefenden Kleidern mittelst eines Schnallriemens befestigt ist.

„Really! that makes one shudder!“ quarrt der Yankee, aber unerschüttert fügt er hinzu: „sehr interessant! äußerst interessant! so etwas haben wir in Paris nicht gesehen.“

Karl hält sich im Hintergrunde; er hat sich vorgenommen, den Anblick der Leiche unter allen Umständen zu vermeiden. Zwischen dem Yankee und seiner Nichte hindurch wagt sich aber doch sein scheu gesenkter Blick bis zur Höhe des kleinen länglichen Zinkgefäßes empor, das innerhalb der

doppelten Glaswand aufgestellt ist, um die Feuchtigkeit der Luft aufzusaugen und jeden Niederschlag an der durch die künstliche Eisluft der Zelle gekühlten Glasscheibe zu verhindern.

„Der muß lange im Wasser gelegen haben," raunt Herr Otto seinem Nachbar zu; er scheut sich, durch lautes Sprechen die feierliche Stille dieses Ortes zu stören. „Sehen Sie nur dieses bis zur Unkenntlichkeit entstellte Haupt! diese sich schälenden Hände! die abgelöste Haut hat sich wie Fetzen eines zerrissenen Lederhandschuhs förmlich umgekrempelt."

„Können Sie den Zettel am Rocke lesen?" frägt Miß Alice.

Der Banquier kneift sein Glas auf die Nase, aber er schüttelt den Kopf und wendet sich nach dem Sohne um:

„Karl, hast Du bessere Augen?"

„Nein, ich vermag es auch nicht," klingt die heisere Antwort. Der Gefragte hat noch nicht ein einziges Mal nach der Leiche hingeschaut.

Gedämpfte Tritte werden laut. Ein Herr schreitet langsam durch den Quergang, in dem sich augenblicklich nur die Gruppe der beiden Gisellis und ihrer amerikanischen Gäste befindet.

„Verzeihen Sie!" redet der Banquier den Beamten des Hauses an, „wo wurde die Leiche gefunden?"

„Im Nordhafen — erst heute früh. Sie muß durch die Verpfählung der dortigen Badeanstalt monatelang unter Wasser gehalten worden sein."

„Glauben Sie an einen Mord?“

Der Beamte neigt den Kopf zur Seite und dreht achselzuckend die geöffnete Rechte etwas nach auswärts.

„Wer kann das wissen? Ein Raubmord liegt jedenfalls nicht vor; wir fanden Geldtasche und goldene Uhr an dem Leichnam: beide Gegenstände liegen in meinem Büreau. Der Unglückliche muß erst auf den Mauerabsatz der Hafenböschung gefallen sein; ob aus Fahrlässigkeit oder von fremder Hand hinabgestoßen, nur Gott hat's gesehen; man erkennt noch die Wunde am Kopfe. 'S ist kein schöner Anblick. Die Dame dort scheint ihn nicht zu ertragen.“

Er deutet auf Ms. Alice, die plötzlich Kehrt gemacht hat und langsam dem Ausgange zuschreitet; dann grüßt er höflich und geht ebenfalls davon.

„I'll be blamed!“ lacht spöttisch der Yankee, „ihr ist schlecht geworden. Will doch sehen, ob sie meiner etwa bedarf.“

Auch er verläßt den Raum. Vater und Sohn sind allein zurückgeblieben.

„Du solltest Dich Deiner Braut annehmen,“ mahnt der Vater, „gehe ihr doch nach!“

Karl rührt sich nicht; nur ein röchelndes Athemholen läßt sich vernehmen.

„Um Gotteswillen! Karl! Wie siehst Du denn aus? Was hast Du?“

Der Banquier will um Hülfe rufen; aber des Sohnes eiskalte Rechte legt sich schnell auf seinen Mund.

„Still!" stammelt der Entsetzte, und es grinst wie Wahnsinn aus seinen verzerrten Zügen, „er hört es sonst und richtet sich auf und fordert mich und Dich zur Rechenschaft."

Der Vater fühlt den Boden unter sich wanken.

„Karl, mein Sohn, wie Du mich erschrickst! Du redest im Fieber! Was geht uns der Unbekannte dort an?"

„Blick hin! Kein Unbekannter! Es ist Dein Hauptkassirer Wilhelm Feßner, den ich mit dieser meiner verfluchten Hand ermordet habe!"

Die Worte klingen wie ein ersticktes Gurgeln, aber Herr Otto hat sie nur allzu deutlich verstanden. Das Mark in den Knochen erstarrt ihm; das Bewußtsein will ihm schwinden, aber mit fast übermenschlicher Kraft faßt er sich:

„Schweig', Unglückseliger! Kein Wort mehr!" Er reißt ihn mit sich fort nach dem Ausgange.

Dort macht er noch einmal Halt.

„Daß Du Dich beherrschest!" raunt er ihm gebieterisch ins Ohr. „Spiele den Kranken! Ich werde Dich auf gute Art fortbringen."

Er unterstützt ihn unter dem Arme, stößt mit dem Fuße die Thür auf und geleitet ihn vorsichtig über die Freitreppe hinab.

„Mein Gott! was fehlt ihm?" frägt Ms. Alice, die sich inzwischen erholt hat und mit dem Onkel draußen wartet.

„Lassen Sie uns . . .! ein plötzliches Unwohlsein! Ich will ihn gleich nach Hause fahren." Der Banquier winkt

dem am Wagen harrenden Diener. „Lauf' und hole den Herrschaften eine Droschke!" Und sich wieder an Mr. Smith wendend: „Nicht wahr, Sie verzeihen uns, wenn wir uns so sans façon empfehlen? Und Sie kommen pünktlich? In einer halben Stunde, hoffe ich, ist er wieder munter wie ein Fisch."

Schon hat er den Sohn, der sich, wie ein Trunkener, widerstandslos in des Vaters eisernen Griffen befindet, in den Wagen geschoben; er klettert hinterher. „Schnell nach Hause!" befiehlt er dem Kutscher; der Schlag fliegt zu, die Pferde ziehen an, und das Gefährt entschwindet den Blicken der beiden in Bestürzung zurückgelassenen Fremden.

„Sei ein Mann! halte Dich aufrecht! laß Dir nichts anmerken!" mahnt Herr von Giselli seinen Sohn. Er muß sich selbst die größte Mühe geben, den Vorübergehenden die Vernichtung zu verbergen, die über ihn hereingebrochen ist. So nahe am Ziele! und nun alles, alles dahin! Sein Sohn ein Mörder! Oh, es ist eine verfluchte Saat, die allen denen aufgeht, die in das Fruchtfeld ihrer Thätigkeit nichts anderes zu streuen wissen, als nur die Körner des rothen Goldes! Der gelehrte Salbader in der Singakademie, den er einst so überlegen verlachen zu dürfen glaubte, hat nur zu furchtbar Recht gehabt! Jetzt ist das ganze Mühen seines Lebens umsonst gewesen; alles ist verloren! Alles? Nein! Die Welt soll wenigstens nicht erfahren, wie es in dem Herzen eines Vaters aussieht, dem Millionen zur Verfügung stehen und der nur eine Mörderbrut aufzuziehen vermocht hat. Die Verlobungsfeier muß stattfinden! Morgen reist der Unglückselige mit seiner Braut

ab; er darf nimmer wiederkehren! seine That wird unentdeckt bleiben, und ist auch Glanz und Freude für immer aus dem Leben des Vaters und Sohnes entschwunden, der Welt gegenüber soll das Haus Giselli auch ferner so achtbar und beneidenswerth dastehen wie bisher.

„Verbanne doch diese Armesündermiene!“ herrscht er erbarmungslos den neben ihm Sitzenden an, dessen verzerrtes Gesicht er in steigender Besorgniß betrachtet. „Ermanne Dich! Niemand ahnt, was Du mir gestanden. Hast Du nicht gezittert, als Du — es thatest, so gebiete auch jetzt Deinen Nerven und spiele Deine Rolle bis zu Ende! Nur heut noch sei fest! morgen, wenn Du abgereist bist, magst Du thun und lassen, was Du willst!“

Verständnißlos glotzt der Ermahnte den Vater an, in seinen Ohren summt hartnäckig der Vers:

Zwischen ein und noch einmal
Niederfährt des Blitzes Strahl.

Der Wagen rollt in den Flur des Gisellischen Hauses. Glücklicher Weise ist niemand da, der die Aussteigenden empfängt.

„Geh' hinauf und mache Toilette!“ befiehlt hart und streng der Vater.

Karl gehorcht und wankt schweigend dem Hofflügel zu, in dessen zweitem Stockwerk seine Zimmer liegen.

„Das ist heut ein Glückstag für Sie,“ jubelt Franz Grafenberg, der Socius, der von den Geschäfträumen her nach dem Flur kommt, „denken Sie nur! gestern schicken Plauth und Söhne an unsere Kasse, um Wechsel

im Betrage von 20 000 Pfund auf Bright and Mersey in London zu diskontiren. Unser Hauptkassirer — ein Mordskerl! — schlägt es rund ab und will die Wechsel nicht nehmen. Plauth wird ärgerlich und schickt zum zweiten Male, indem er 400 000 Mark Konsols als Depot mitsendet. Nun erst rückt der Kassirer das Geld heraus. Heute meldet der Telegraph, daß Bright and Mersey pleite sind. Plauth büßt sein Geld ein, und wir sind, Dank dem Verhalten unseres Kassirers, vor einer hübschen Ohrfeige bewahrt geblieben."

Die fahlen Wangen des Socius sind rosig aufgeblüht; er streicht in freudiger Genugthuung seine kohlschwarzen Backenbartspitzen.

„Hm! Sehr gut!" brummt der Banquier. Er hat gar nicht hingehört und will sich eilig davon machen.

Doch der andere hält ihn fest:

„Nun, das muß wahr sein, Sie nehmen die Sache ziemlich kaltblütig! Wissen Sie denn auch, wem wir unser Glück eigentlich verdanken? Sie werden's nicht ahnen: keinem andern, als dem braven Kurt Feßner."

Der Klang dieses Namens weckt den Banquier aus seiner Betäubung. Er schauert zusammen und wiederholt unwillkürlich:

„Kurt Feßner?"

„Ja, derselbe! Sie haben ihn einst weggejagt als einen der Theilnahme an einer Unredlichkeit seines Onkels Verdächtigen. Nun, Sie wissen, was ich gleich davon hielt. Heute glaube ich mehr wie je, daß der alte Feßner das

Opfer eines Verbrechens geworden ist. Sie lachen? Das soll mich in meiner Meinung nicht wankend machen. Aber, hören Sie nur! Kurt Feßner hat sich an Ihnen gerächt, indem er unsern jetzigen Kassirer warnte und auf die unsichere Lage des Londoner Hauses hinwies. Ist das nicht großmüthig?"

„Hm! hm! wird wohl seine Gründe gehabt haben," brummt Herr Otto. „Hat vielleicht den Schaden . . ." — er will hinzufügen, „den er uns bereitete, wieder gut machen wollen" — aber seine Zunge sträubt sich gegen diese Lüge; er murmelt etwas von „höchster Zeit — ankleiden — Gäste gleich kommen" — und eilt fort, halb erstickt von der ihn würgenden Angst und Unruhe.

„Er wird immer hochfahrender," denkt Grafenberg, der ihm ärgerlich nachschaut, „die Millionen des Yankees steigen ihm zu Kopf. Nun, mag er! es wächst kein Baum in den Himmel." Er tritt den Heimweg an, um sich ebenfalls zu dem Festmahle zu rüsten.

Karl wankt über den Hof und verschwindet im Seitenflügel. Aus dem Krankenzimmer im Erdgeschoß tönt das muntere Geplauder Theklas und Mariechens. Die Stimme der einst heiß Begehrten hat keinen Reiz mehr für ihn; sie trifft nur noch sein äußeres Ohr, ohne irgend eine Willensregung in ihm auszulösen. Wie das Bild einer Zauberlaterne hat die Welt eine Zeit lang seine Sinne getäuscht; mit einem Schlage ist das Bild verschwunden, und das, was ihn jetzt umgiebt, ist ein wüstes Chaos, ein fahler grauer Nebel, aus dem ihn eine gräßliche Todten-

fratze angrinst. Alles um ihn und in ihm ist verändert. Sein Empfinden ist dumpf; wie ein Nachtwandler steigt er die Treppen empor. Und dennoch — er hat das Gefühl einer gewissen Erleichterung; ein Theil der Bürde, die er kaum noch zu tragen vermochte, ist von seiner Seele genommen: er hat sprechen dürfen! Nicht braucht er das entsetzliche Geheimniß mehr zu hüten, nicht mehr zu bangen, daß er sich verrathen werde. Das Bewußtsein, den Bann gebrochen zu haben, ist ein kühlender Thautropfen in der Feuerpein, die ihn verzehrt.

In seinem Zimmer angelangt, schleppt er sich gebrochen ans Fenster. Seine Hände ruhen schlaff auf der Brüstung, die heiße Stirn preßt er gegen die Scheibe. Das, was er früher so überlegen angezweifelt, oft bespöttelt und verlacht hat, ist riesengroß, in handgreiflichster Wesenheit, vor ihm erstanden, ein hehres, göttergleiches Weib, mit ernsten, durchdringenden Augen, in der Rechten ein blitzendes Schwert, in der Linken eine Geißel, deren Strähne sich wie lebendige Schlangen ringeln. Er erkennt die allmächtige Herrschergewalt des Gewissens; jener hungernd zu grunde gegangene Dichter hat Recht gehabt: es ist eine „Realität". Mag es der kindliche, von Zweifeln unberührte, in seiner Unbefangenheit selige Glaube für die unmittelbare, geheimnißvolle Stimme der Gottheit in uns halten, mag es der nach Erkenntniß und selbstgeschöpfter Gesetzgebung ringende Denker als sittliches Bewußtsein, als den Niederschlag der öffentlichen Meinung, als das durch Vererbung gezüchtete Feingefühl für das Lobens- oder

Verdammenswerthe in den Beweggründen unseres Thuns erklären, in jedem, der zur Menschlichkeit erwacht ist und nicht mehr auf der Stufe roher thierischer Naturtriebe verharrt, lebt es als unbestechlicher Richter, als nimmer ruhender Mahner. Auch Karl beugt sich überwunden dem Spruche dieser unsichtbaren Macht und er verspürt den Antrieb, sich freiwillig dem irdischen Gerichte zu stellen und die Sühne seiner schwarzen Thal auf sich zu nehmen.

Er tritt vom Fenster weg und wirft sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch. Die Pulse hämmern in seinen Schläfen; er muß das fiebernde Haupt in die hohle Hand stützen. Wenn er hinginge und sich als Mörder verhaften ließe, es wäre eine Art Genugthuung für sein sühnegieriges Herz, ein wollüstiges Sichselbstzerfleischen; aber .... seine Eltern! risse er den Vater nicht mit hinab in den Pfuhl der allgemeinen Verachtung? würde er die Mutter, die ihn so ungezählte Male ihren Liebling nannte, nicht durch die ihr bereitete Schmach und Schande tödten. Nein, die Aermsten, denen er alle Liebe und Nachsicht so bübisch gelohnt hat, sollen vor diesem Aeußersten bewahrt bleiben! Er zieht einen Schub des Schreibtisches auf und holt den Revolver hervor, den er des Nachts immer neben sein Bett zu legen pflegte. Schauernd betrachtet er den spiegelnden Lauf der geladenen Waffe. Wirst Du nicht zum zwiefachen Mörder? will es in ihm fragen; aber er kommt diesem Einwande mit der Schlußfolgerung zuvor: wenn der Selbstmord eine neue

Todsünde ist, die doppelte Buße in der Ewigkeit heischt, so ist mir doppelte Buße gerade willkommen, denn ich lechze nach zwiefach stechenden Flammen, die auch mich vielleicht noch rein brennen und entsühnen mögen vor dem Richterstuhl der ewigen Barmherzigkeit . . .

Der Geheime Kommerzienrath von Giselli hat mit Hülfe des Kammerdieners eben den besternten Frack angezogen, als ein dumpfer Knall scheinbar vom Hofe her durch das Haus dröhnt.

„Was war das?" ruft er, von banger Ahnung ergriffen. Der Kammerdiener ist schon hinausgeeilt und sieht sich, vergeblich spähend, im Hofe um.

Der Kommerzienrath hastet bei ihm vorüber und wendet sich zitternd der Treppe zu, die zu Karls Wohnung emporführt; wenn es ein Schuß war, dessen Knall er hörte, so kann er nur dort oben gefallen sein.

„Oh, mein Gott!" stammelt er, wie er ins Zimmer stürzt und einen Körper mit zerschmettertem Kopfe am Fußboden liegen sieht. Er beugt sich über den Entseelten; seine Züge versteinern sich in herbem, thränenlosem Schmerz, und undeutlich murmelt er: „Es ist besser so."

Eine Gepäckdroschke ist in den Hausflur gefahren. Die verschleierte Dame, die ihr entsteigt, fliegt, ohne sich mit einer Frage aufzuhalten, ebenfalls nach dem Seitengebäude. Von einer unerklärlichen Angst gepeitscht, stürmt sie die beiden Treppen hinauf und in der weit offenen Thür wie gelähmt stehen bleibend, schreit sie gellend:

„Mein Liebling! Todt! Erschossen! Oh, barmherziger Gott! Das ist zu viel!“

Sie wankt vorwärts; sie umklammert den Arm des regungslos verharrenden Gatten und schüttelte ihn mit der Kraft des Wahnsinns.

„Du, Du bist sein Mörder! Ich habe es vorher gesehen! Nun freue Dich Deines Werkes; ha, ha, ha! Aber sein Blut komme auf Dein Haupt!“

Ein unheimlich krampfhaftes Lachen ringt sich aus ihrer Kehle; ihre Hände greifen zuckend in die Luft; wie leblos sinkt sie in die Arme der entsetzt hinzugeeilten Nichte ...

Im Berlin-Aachener Curierzuge saß am Abend dieses Tages ein kleiner, schwindsüchtig aussehender Herr, der seine in ungeschwärzten Randsohlen-Schuhen steckenden Füße gegen den Rücksitz stemmte und sein mit gewürfelter Seidenmütze bedecktes Haupt an den rothen Plüschbezug der Seitenlehne stützte, während die jüngere Dame, die unter seinem Schutze reiste, den Blick ihrer selbstbewußten stahlgrauen Augen starr auf den frischbenetzten Rosenstrauß richtete, den sie der Aufmerksamkeit ihres Berliner Gastwirthes verdankte und in voller Gleichgültigkeit gegen eine Befleckung ihres nagelneuen, zartfarbigen, seidenen Staubmantels auf ihrem Schooße ruhen ließ.

„J’ll be blamed, —“ quarrte der Herr und er spritzte einen Strahl Speichel durch die Lücken seiner Oberzähne gegen die Scheibe des geschlossenen Fensters, „wenn ich noch

einmal in dies schmutzige Nest zurückkehre.“ Und sich der englischen Sprache bedienend, fuhr er fort: „Diese Deutschen sind Narren! Ein Glück, daß der Schlingel schon heute die Dummheit machte! nach der Hochzeit wäre es viel ärgerlicher gewesen. Du bist ja stumm wie ein Fisch! Woran denkst Du denn?“

Miß Alice hob den Blick von ihren Rosen nach dem ungerührten Frager und erwiderte ebenfalls in ihrer Muttersprache:

„Ich möchte blos wissen, warum er es gethan? Er soll zwar immer schon sehr nervös und aufgeregt gewesen sein, wie mir sein Vater gestand, aber das allein erklärt es doch nicht.“

„Schlage Dir den Querkopf aus dem Sinn! Wird wohl Liebschaften gehabt haben ... die verlassenen Dämchen haben ihm vielleicht mit Skandal gedroht, und er hat gedacht: der Klügste giebt nach. Hol ihn der Teufel! Ich freue mich auf Paris ... dort wollen wir die alberne Episode vergessen.“

„Oh gewiß, das wollen wir; ich werde diesen elenden Berlinern zeigen, wie sich eine Tochter der Vereinigten Staaten zu trösten weiß.“

„Das ist recht! Du bist ein Prachtmädchen!“ Er klopfte sie schmunzelnd auf die Schulter. „Im Voraus hast Du meine Zustimmung zu jeder Wahl, die Du nur treffen magst; Kind, ich schmeichle mir, Du nimmst Dir diesmal einen Herzog; in Paris sind sie billig zu haben.“ Er lachte, daß die Fensterscheiben dröhnten.

„Wir wollen sehen," hauchte Ms. Alice selbstgefällig und etwas spöttisch die Zähne fletschend, „jetzt aber, Onkel," fuhr sie, einer Gähnanwandlung nachgebend, fort: „jetzt laß uns schlafen; ich bin wirklich ein wenig angegriffen." —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Vierzehn Tage sind trübselig vorüber gegangen. Der Geheime Kommerzienrath hat während dieser Zeit sein unter dem Wintergarten des ersten Stockwerks gelegenes Wohnzimmer nicht ein einziges Mal verlassen. Der Diener, der ihm die verschiedenen Mahlzeiten hereinbrachte, hatte ihn fast jedesmal stumm und brütend in dem Armsessel vor dem Schreibtische zusammengekauert gefunden; auf die Frage, ob der gnädige Herr nicht speisen wollten, war ihm nur immer ein stummer Wink zur Antwort geworden, der so viel besagte, als: stelle nur hin und laß mich in Frieden!

Selbst an dem Tage, an dem in aller Frühe die irdischen Reste des letzten Sohnes bestattet werden sollten, hatte sich der gebrochene Vater aus seiner Kraft- und Willenlosigkeit nicht aufzuraffen vermocht; wie schmerzversteinert hockte er in seinem Sessel und machte nur eine abwehrende Handbewegung, als der Sanitätsrath, der sich des schwer

getroffenen Ehepaares besonders annahm, ihn zum Anschluß an das Trauergefolge zu bewegen suchte.

„Auf, Herr Geheimrath! Es wird Ihnen später ein Trost sein, ihm die letzte Ehre erwiesen zu haben.“

Der Banquier zuckte zusammen. Letzte Ehre?.. Ahnte der Arzt denn gar nichts?

„Mein Schwager . . . soll . . . mich vertreten;“ gab er stöhnend zur Antwort, „ich kann nicht, so wahr . . . ein Gott . . . lebt!“

„Ihr Schwager? Der Herr Oberst?“ Eine gewisse Verlegenheit malte sich in Ramms Zügen. „Der dürfte schwerlich zu finden sein.“

Fragend sah der andere auf.

Der Arzt fuhr entschlossen fort:

„Warum soll ich es Ihnen länger verheimlichen? Es hat neulich eine recht unangenehme Scene gegeben. Gerade als das Unglück geschehen war und die ersten Gäste ahnungslos in Ihr Haus fuhren, lungerte der Herr Oberst mit dem Geheimrath Sternbühl hier vor der Thür herum. Was die beiden Herren eigentlich gewollt haben, begreife ich heute noch nicht. Als eine Equipage von den Linden her heranrollte, flog plötzlich das Fenster derselben nieder, Mr. Smith lehnte sich weit heraus und auf den Oberst deutend, rief er wüthend: „Da ist der Schuft, der mich bestohlen hat! Haltet ihn!“ Herr von Damstedt, der unmöglich annehmen konnte, daß ihm dieser Ruf galt, hatte sich um die Ecke gedrückt und war verschwunden. Ich trat hinzu und fragte den Amerikaner, wen er denn gesehen zu haben glaubte. „Den Mr.

Waker, der früher einmal in meinem New-Yorker Geschäft gewesen ist und meine Kasse geplündert hat." Ich erwiderte, daß hier eine Verwechslung vorläge; der Herr, auf den er gedeutet hätte, wäre der Oberst von Damstedt, der Bruder der Frau Geheimräthin. Da wurde Mr. Smith betroffen und gab zu, daß er sich wohl geirrt haben könnte. Das Peinliche der Scene wurde nur zu schnell durch die Schreckensnachricht überwunden, die aus dem Hause kam. Ich bin überzeugt, der rücksichtslose Yankee hat sich grob getäuscht, und der Herr Oberst hat nur aus Verdruß über dieses blosstellende Quiproquo Berlin verlassen."

Bitter lächelnd nickte Herr Otto mit dem Kopfe:

„Natürlich, ha ha ha! nur aus Verdruß!" Dann schlug er beide Hände vor sein Angesicht und stöhnte: „Allein! ganz allein! Die ganze Familie ausgetilgt! Ich bin verflucht . . . oh, oh! . . . verflucht!" und er fiel vornüber mit dem Haupte auf die Schreibtischplatte.

Die Beerdigung mußte ohne Beisein der Eltern stattfinden, denn Frau Emma war schwer erkrankt.

Heut dringt wieder der Arzt bei dem in seinem Zimmer Verschanzten ein und er erschrickt über dessen verändertes Aussehen. Wie ein Schatten erscheint die früher so feiste Gestalt; das Bäuchlein ist verschwunden; graue Bartstoppeln bedecken die unrasirten, faltig herabhängenden Wangen; die lang gewachsenen, spärlichen Haarsträhnen sind weiß geworden und fallen wirr in den Nacken, so daß die unbedeckte, gelbliche Glatze in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar wird.

„Herr Geheimrath,“ herrscht der besorgte Arzt den Weltflüchtling an, „heute befehle ich Ihnen als Ihr Gesundheitsrath, daß Sie endlich einmal ausfahren. Mit dieser brütenden Unthätigkeit reiben Sie sich auf! Est modus in rebus; auch der Schmerz hat sein Maß, und ungestraft hat noch niemand die Gesetze der Natur verachtet. Sie müssen hinaus an die Luft!“

Der andere schüttelt trübsinnig den Kopf und fragt mit matter Stimme:

„Wie geht es ihr? Waren Sie bei ihr?“

„Ich fahre täglich nach Zehlendorf. Der Anstaltsarzt ist mir befreundet, und ich kann Ihnen versichern, daß es Ihrer Frau Gemahlin an nichts gebricht; sie befindet sich in den besten Händen.“

„Wie geht es ihr aber?“

Einen Augenblick zögert der Gefragte, indem er nach einer möglichst schonenden Form für seinen Bericht sucht; dann sagt er, sich mehrfach durch Räuspern unterbrechend:

„Nach so kurzer Zeit können wir noch nicht viel verlangen. Sie hat leider immer noch dieselben Wahnvorstellungen; sie spricht mit ihm, als stünde er leibhaftig vor ihr, und beschwört ihn, von der Verbindung abzulassen. Dazwischen kommen auch noch Krampfanfälle, die aber schon in ihrer Intensität und Dauer nachlassen. Wenn sie sich nur erst des Verlustes wieder voll bewußt wird, wenn sie die ersten Thränen vergießen wird, dann hoffe ich, sind wir über den Berg. Geduld verehrter Herr Geheimrath! auch das wird vorübergehen.“

Röchelnd hebt und senkt sich die Brust des andern. Plötzlich preßt er die geballten Fäuste gegen seine Schläfe und grausig lacht er auf:

„Mord und Wahnsinn, das sind die Spuren, die das rollende Rad meines Geschickes hinterläßt!“ Und den rechten Arm in die Luft streckend und krampfhaft schüttelnd, knirscht er mit den Zähnen: „Verflucht sei das Gold, in dessen Dienst ich mich gemüht und zerquält habe! Alles, alles, was ich habe, gäbe ich darum, könnte ich mit Weib und Kindern gesund um den Tisch sitzen und Kartoffeln mit Salz verzehren!“ Er ringt die abgemagerten, welken Hände; zwei schwere Tropfen lösen sich von seinen Wimpern und benetzen die Warzen auf seinen Wangen.

Der Arzt begreift nicht recht den Gedankengang des Patienten, aber unwillkürlich murmelte er: „Auri sacra fames!“ Er tritt näher und legt wohlmeinend die Hand auf die Schulter des Trostlosen. „Ergeben Sie sich männlich und gefaßt in das Unabänderliche! Wem Gott mit der einen Hand nimmt, vergilt er reichlich mit der andern. Ihre Gattin wird Ihnen gesund wiederkehren, und der Gedanke an ihn, der in einem unerklärlichen Anfall von Geistesstörung Hand an sich gelegt hat, wird mit der Zeit seinen Stachel verlieren und Ihnen noch ein Quell süßer Erinnerungen werden.“ Er drückt dem Verhärmten die Hand und wiederholt seine Vorschrift: „Sie müssen durchaus an die Luft!“ Dann geht er, um nach Thekla und ihrer Pflegebefohlenen zu sehen, die heut geheilt das Haus verlassen soll.

Der allein Gebliebene richtet sich auf seinem Sitze auf. Die Welt ahnt also nicht den Zusammenhang des Karlschen Selbstmordes mit der Auffindung der Feßnerschen Leiche? Das ist ein Sonnenstrahl in der Finsterniß, die ihn umgiebt. Nicht gänzlich ist er vernichtet; wenn auch alle seine Lieben von seiner Seite weg in den Abgrund gerissen werden, sein unbefleckter Ruf, sein Ansehen vor den Leuten wird wenigstens erhalten bleiben. Hat er aber diese Schonung durch die vergeltende Hand des Schicksals verdient? Hat er nicht schon den Lenz seiner so unselig gediehenen Ehe mit einer Art Mord befleckt? Hat er nicht das Kind seiner Geliebten vom schützenden Busen der Mutter hinweg in die Wellen gestoßen, um die Geliebte retten zu wollen? Mit spitzem, gierigem Zahne nagt die Reue an seiner Seele, die sich des Panzers der Selbstsucht entledigt hat und mit allen ihren Empfindungsnerven dem Angriff der vernichtendsten Erinnerungen blos gelegt ist. Auch der Schmach gedenkt er, die er so grundlos auf den vermißten Kassirer gehäuft, der unverantwortlichen Verdächtigung, mit der er dessen Neffen aus seinem Geschäft entlassen hat! Der mächtige Antrieb, an dem Lebenden das gut zu machen, was er an dem Todten nicht mehr gut machen kann, strafft ihm plötzlich die erschlafften Muskeln; wenn die Schalen des göttlichen Zornes nicht gänzlich auf ihn entleert werden, so hat er die Tage, die ihm noch bleiben, zur Sühne zu benutzen und sich rückhaltslos dem Glücke der Mitmenschen zu opfern. Er steht auf, bedeckt seine Glatze mit einem schwarzen Käppchen und wendet sich der Thür zu.

Da tritt ihm der Diener mit der Meldung entgegen:

„Gnädiger Herr, draußen ist eine Frau Federlin, die sich durchaus nicht abweisen lassen will. Ich habe ihr gesagt, daß der Herr Geheimrath niemanden empfangen; sie beharrt aber bei ihrem Verlangen, dem gnädigen Herrn eine wichtige Mittheilung zu machen."

„Federlin? Der Name ist mir gänzlich unbekannt. Wahrscheinlich eine Bettelei . . frage sie, wie viel sie haben will, und gieb es ihr."

„Darnach sieht sie nicht aus, gnädiger Herr," versetzt der Diener etwas verlegen. „Sie ist eine ganz reputirliche Frau, bescheiden aber sauber gekleidet . . ."

„Verzeihen Sie, Herr Geheimrath!" unterbricht eine hohe, klangvolle Stimme den Diener, „wenn ich hier einzudringen wage." Auf der Schwelle der offenen Thür steht die Angemeldete. „Würden Sie mir wohl eine einzige Minute schenken? Ich möche Ihnen etwas mittheilen, das . . d . . ." Sie stockt mit einem scheuen Blicke nach dem mitanwesenden Dritten.

Alle Heftigkeit ist aus dem Wesen des sonst so hochfahrenden Mannes verschwunden; freundlich sagt er:

„Treten Sie näher!"

Er winkt dem Diener Entlassung zu und fährt gütig fort:

„Was wünschen Sie, liebe Frau?"

Frau Federlin kämpft mit einem schweren Entschlusse. Sie dreht an dem Zipfel des Taschentuches, das sie in der Hand hält, und, nach einer Einleitung suchend, hebt sie gerührt an:

„Sie haben meiner Marie so viel Liebes erwiesen, daß ich Ihnen niemals genug danken kann.“

„Ihrer Marie?“

„Gewiß, Herr Geheimrath, meiner Tochter Marie, die wochenlang in Ihrem Hause gepflegt und verwöhnt worden ist. Ich bin eben bei ihr gewesen und habe dort das gnädige Fräulein getroffen, das sich meiner Tochter so liebevoll angenommen hat. Ach! der Himmel wird es Ihnen vergelten, daß Sie auch für ein armes Mädchen so viel Güte übrig hatten.“ Sie will dem Herrn Geheimrath die Hand küssen.

„Lassen Sie das, Frau Federlin,“ sagt dieser, einen Schritt zurücktretend. „Mir gebührt kein Dank; meine Nichte Thekla hat das ganz allein besorgt. Ich bin ein armer und verlassener Mann, der an nichts anderes denken konnte, als an seinen Schmerz.“ Seine Stimme zittert leicht.

„Ich habe von dem schweren Leid erfahren, das Sie betroffen hat,“ versetzte die Frau mit wehmüthigem Kopfnicken, „empfangen Sie auch von meiner Seite den Ausdruck der innigsten Theilnahme, Herr Karl ist mir kein Fremder gewesen; er hat sich für meine Marie interessirt und uns öfter mit seinen Besuchen in Verlegenheit gesetzt. Sie können wohl denken, Herr Geheimrath, daß ich ihn nicht dazu ermuntert habe . . . ich weiß, was sich schickt . . fuchswild bin ich oft geworden, wenn er immer wieder . . .“

„Liebe Frau,“ unterbricht sie der Banquier, „meine linke Hand gäbe ich darum, wenn mir mein Sohn noch

lebte und in Ehren um ein armes, anständiges Mädchen werben dürfte. Ich bin allein . . . ganz allein! Mein Weib in der Zelle des Irrenhauses . . . meine beiden Söhne draußen auf dem Matthäi-Friedhofe neben einander gebettet . . . der eine ermordet von fremder Hand, der andere durch die eigene Hand gefallen! Bedauern Sie mich! Ich habe kein Kind mehr!" Seine Lippen zucken; er schluchzt auf und wischt mit bebender Hand über die feuchten Augen.

Erschüttert, von Gewissensbissen gefoltert, sieht Frau Federlin den jammernden Mann. Alle Bedenken vergessend, stößt sie aus gequälter Brust hervor:

„Doch, Sie haben noch ein Kind, Herr Geheimrath! Die Tochter der Martha Schwarz lebt!"

Die schmalgeschlitzten Augen des Banquiers öffnen sich so weit, als sie dies vermögen; er starrt die Frau an und frägt verwundert:

„Die kleine Marie lebt noch?"

„Ja, sie lebt noch. Sie ist aber nicht mehr die kleine Marie, sondern ein großes, hübsches Mädchen, an dem Sie Ihre Freude haben werden."

„Oh, Du allbarmherziger Gott! Und ich glaubte, ich wäre die Ursache ihres Todes! Sie lebt! sie lebt! und ich bin nicht ihr Mörder?" Er lacht und weint zu gleicher Zeit. So ist wenigstens eine seiner Selbstbeschuldigungen eine unbegründete; ach, wie überaus gnädig ist doch der Lenker unserer Schicksale! Der Sanitätsrath hat Recht: Gott nimmt wohl mit der einen Hand, aber mit der andern spendet er auch überraschenden Segen.

„Wo ist sie? Führen Sie mir das Mädchen zu!“ ruft er in heftiger Ungeduld.

„Sie ist in Ihrem Hause, Herr Geheimrath. Es ist dieselbe Marie, die ich als meine Tochter aufgezogen habe und die bei Ihnen gepflegt worden ist.“

Schon ist der plötzlich Umgewandelte an die Thür geeilt und will hinüber nach dem Hofflügel. Doch Frau Federlin hält ihn mit beiden Händen fest.

„Warten Sie doch! Nur einen Augenblick! Ich muß Ihnen erst ein Geständniß machen! Aber Sie versprechen mir Verzeihung und Verschwiegenheit, Herr Geheimrath?“

„Alles, was Sie wollen! Um dieses Mädchens willen haben Sie Anspruch auf meine volle Erkenntlichkeit!“

Jetzt kann sich der Geheimrath dem Handkusse abseiten der erleichterten Frau nicht mehr entziehen. Sie preßt ihre Lippen dankbar auf seine zitternde Rechte und überwältigt durch die glückliche Erlösung aus ihren heimlichen Besorgnissen sprudelt sie in einem Athem hervor:

„Eine andere Mutter hätte es vielleicht auch gethan. Ich war damals schnöde vom Vater meines Kindes verlassen worden und wohnte in einem Gehöfte nahe dem Eierhäuschen. Es ging mir recht armselig, aber meine ganze Freude war meine kleine Marie. Der liebe Gott nahm sie zu sich, und untröstlich lief ich aus dem Hause und dem Wasser zu . . . ich glaube wirklich, ich wollte mir ein Leides anthun. Es dunkelte schon, als mich Hülferufe vom Wasser her aus meinem Brüten weckten. Ein Kahn war umgestürzt; ich sah, wie Jemand beim Eierhäuschen einen andern Kahn löste und nach

der Stelle des Unglücks hinruderte. Laßt dem Wasser doch sein Opfer! dachte ich, wer da unten ruht, dem ist wohl. Ich rannte in die Fluth hinein und wollte den Tod finden, als mir ein schwimmendes Bündelchen in die Hände trieb. Als ich zugriff, hörte ich ein leises Wimmern; es war ein Kindlein im Steckkissen . . . seine Mutter mußte wohl im umgestürzten Kahne gewesen sein. Das schickt dir Gott zum Ersatz! rief eine Stimme in mir, und ich raffte den Fund an mich und lief eilig zurück ans Land und hinein in meine Schmerzenskammer. Dort lag noch die Leiche meiner Marie. Wenn ich die Kinder umtauschen und jede Gefahr einer Entdeckung durch die vielleicht inzwischen gerettete Mutter vermeiden wollte, so mußte ich die kleine Leiche beseitigen. Noch niemandem hatte ich das kurz zuvor eingetretene Ableben meines Kindes mitgetheilt. Ich wartete bis in die Nacht, dann wickelte ich den kalten, erstarrten Körper in das noch nasse Steckkissen und ging an den Fluß. Mit einem stillen Vaterunser habe ich mein Kind in den Fluthen begraben und von Stund an das gefundene als das meine ausgegeben und als Marie Federlin großgezogen. Können Sie mir den Trug verzeihen?"

Nur mit halbem Ohre hat der Bankier hingehört; aber er beruhigt die Aufgeregte:

„Ja, in Gottes Namen, ich verzeihe Ihnen. Jetzt aber kommen Sie, ich will mein Kind sehen."

Mariechen ist aus dem Bette aufgestanden und sitzt, heute zum ersten Male wieder völlig angekleidet, in einem Lehnstuhl am Fenster. Doktor Ramm und Thekla stehen

vor ihr und beglückwünschen sie zur vollen Wiederherstellung.

Da geht die Thür, und Herr von Giselli wird sichtbar, begleitet von einer dem Fräulein Barden unbekannten Frau.

„Meine Mutter!" ruft freudig Mariechen, „endlich! endlich!" und sie will der Frau entgegeneilen.

Doch der Banquier steht ihr im Wege. Betroffen durch die unverkennbare Aehnlichkeit Mariechens mit seiner einstigen Geliebten verschlingt er starren Blickes die schlanke, zierliche Gestalt und sagt nicht ohne gewisse Befangenheit:

„Gestatten Sie, mein Fräulein, daß ich mich Ihnen vorstelle; ich bin der Herr dieses Hauses und freue mich, daß der schwere Unfall, der Ihnen durch die strafwürdige Unvorsichtigkeit meines Kutschers widerfahren ist, so glücklich überwunden scheint."

Das holdselige Gesicht des Mädchens ist in Purpur getaucht; schnell bückt sie sich zur Hand des Hausherrn und führte sie an ihre Lippen:

„Herzlichsten Dank, Herr Geheimrath, daß Sie mir trotz des bitteren Leides, das auch Ihnen nicht erspart geblieben ist, so großmüthig Obdach und Pflege gewährt haben."

Ach, sie ahnt nicht — denkt der Banquier —, daß sie ihrem Vater die Hand küßt! Wie lieblich, wie jungfräulich unberührt, und doch wie gewandt und redesicher ist dieses Kind der Armuth! Was wäre aus ihr geworden, hätte er sie selbst im eigenen Hause erzogen? wäre auch sie durch den Gifthauch verpestet

worden, den ein allen edleren Regungen unzugänglicher, nur in grobsinnlichem Genusse Befriedigung findender moderner Goldgräber über alle seine Umgebungen verbreitet?

„Wollen Sie mich wohl einen Augenblick allein mit der jungen Dame und ihrer Mutter lassen?“ wendet er sich freundlich an Thekla und den Arzt.

Nicht gerade unwillkommen scheint den Beiden dieses Begehren. Der Sanitätsrath bietet Thekla seinen Arm und führt sie durch die Thür, durch die er einst Kurt entfernte, nach dem Nebenzimmer.

„Mein liebes Fräulein,“ hebt sanft der Banquier an, „Sie erinnern mich durch eine merkwürdige Aehnlichkeit an eine Person, die meinem Herzen sehr, sehr theuer gewesen ist. Erlauben Sie mir, daß ich Sie kurzweg Marie nennen darf?“

„Das wird mir eine große Ehre sein.“

„Nicht eine Ehre, mein liebes Kind. Die Ehre giebt sich der Mensch selbst, und sie leuchtet von Ihrer reinen Stirn wie eine Krone. Mich selbst möchte ich ehren, indem ich mich Ihnen gegenüber eines wärmeren Umgangstones bediene, Marie! Sie wissen, daß ich meiner Kinder beraubt bin . . . wollen Sie auch ferner in meinem Hause bleiben und meiner Nichte eine Freundin und mir eine Tochter sein? Schauen Sie nicht so verwundert drein; mit Ihrer Mutter habe ich schon gesprochen und sie hat mir ihre Einwilligung gegeben, sie wird täglich kommen und Sie besuchen . . . es soll ihr an nichts gebrechen. Und wenn Sie sich hierher gewöhnt und mich vielleicht ein wenig lieben

gelernt haben, dann nennen Sie mich Du, und ich darf dann auch meinerseits zu Ihnen sagen: Marie, meine liebe Tochter!"

Mit innigem Wohlgefallen betrachtet er das erröthende, den Blick auf ihr Mieder senkende Mädchen. Der sanfte zitternde Klang seiner immer noch schmerzverschleierten Stimme ist ihr ins Herz gedrungen; von Wehmuth über den armen, reichen Mann ergriffen, nickt sie stumm mit dem Kopfe und duldet es, daß er sie an sich zieht und ihr einen leisen väterlichen Kuß auf den Scheitel drückt. Der Versuchung, ihr alles zu sagen, widersteht er; das ist eine Lösung, die der Zeit vorbehalten bleiben muß.

Wie er sich nach Frau Federlin zurückwendet, stürmt Kurt Fessner freudig erregt über die Schwelle und prallt vor dem unerwarteten Hausherrn zurück.

„Entschuldigen Sie, Herr Geheimrath . . .!"

„Mein lieber Herr Feßner!" sagt dieser und geht dem Stutzenden ein paar Schritte entgegen. Er ist sich nur seiner Schuld gegen den jungen Mann bewußt, und vergißt darüber gänzlich, nach dem Grunde seines Kommens zu forschen. „Mein lieber Herr Feßner", wiederholt er demüthigen Tones, „in tiefer Beschämung stehe ich vor Ihnen. Können Sie mir verzeihen, daß ich in sündhafter Verblendung Ihnen und Ihrem seligen Herrn Onkel, dem treusten Beamten meines Hauses, zu nahe getreten bin? Ich hoffe, Sie werden nicht unversöhnlich sein. Haben Sie Ihre Großmuth doch schon durch die Thatsache bewiesen, daß Sie feurige Kohlen auf mein Haupt sammelten und

mich vor einem beträchtlichen Verluste bewahrten. Geben Sie mir die Hand, Sie edelster aller Menschen, und zürnen Sie nicht länger einem Manne, den eine höhere Macht schon schwer gezüchtigt und tief in den Staub gebeugt hat.“

Ohne Zögern schlägt Kurt in die ihm dargebotene Hand ein.

„Die Ehrenerklärung für meinen seligen Onkel nehme ich gern von Ihnen an, Herr Geheimrath. Daß den Aermsten ein Mißgeschick getroffen haben mußte, habe ich immer vorausgesetzt; er liebte einsame Spaziergänge . . . ein plötzlicher Schwindel, ein Schlagfluß wird ihn befallen, und in die Tiefe gerissen haben. Was mich anbetrifft, ich habe Ihnen wahrlich nichts nachgetragen . . . Ihr Verdruß, Ihre Gereiztheit, war ja nur zu erklärlich; streng bin ich nur gegen mich selbst, das Thun der andern suche ich jederzeit mit Nachsicht zu beurtheilen.“

„Sie edler Freund!“ In aufrichtiger Bewunderung blickt der Geheimrath zu Kurt empor. Er erinnert sich der Auseinandersetzung, die er einst wegen der trunkenen Aeußerungen Schubs mit dem früheren Disponenten gehabt hat, und stammelt reuezerknischt: „Und einem Manne, wie Ihnen, habe ich sozialdemokratische Gelüste zugetraut! Oh, pfui, pfui! Was müssen Sie von mir gedacht haben?“ Auf seiner Stirn perlt der Schweiß; immer fahler wird sein Antlitz; kaum hält er sich noch auf den Füßen.

„Setzen Sie sich, Herr Geheimrath! Sie scheinen angegriffen.“ Kurt holt ihm besorgt einen Stuhl. „Sie sind nicht der einzige,“ fährt er in gezwungen-scherzendem Tone fort, um leichter über das Peinliche der Lage hinwegzu-

kommen, „der mich für einen Sozialdemokraten hält; auch andere begreifen nicht, wie der Bankier Kurt Fessner für eine Verstaatlichung des Grund und Bodens schwärmen kann. Und doch ist dies nach meiner Ansicht der einzige Weg, wie wir uns alle der Erdrosselung durch ein paar Dutzend Milliardäre, die den Ueberschuß ihrer Renten immer wieder in Bodenwerthen anlegen, erwehren können."

Matt lächelnd hebt der andere drohend den Zeigefinger.

„Also doch ein Expropriateur? ein Verneiner des Eigenthums?"

„Nicht des Eigenthums an beweglicher Habe, an erworbenen Schätzen; aber die Erde ist das gemeinsame Gut aller; nicht darf der Mensch die Scholle, die alle Kreatur ernährt, als Privatbesitz beanspruchen, ebensowenig wie die Luft oder das Wasser. Wenn man das Monopolrecht einzelner auf den der Menschheit gehörenden Grund und Boden endlich als Widerspruch gegen den altgermanischen Eigenthumsbegriff, als Frevel und Wahn, erkannt haben wird, dann erst wird man die Lösung der sozialen Frage gefunden haben; dann werden auch jene geil aufgeschossenen amerikanischen Glückspilze in ihr verdientes Nichts zurücksinken, die durch dieses unvernünftige Monopolrecht groß gezüchtet werden."

Seine Wangen haben sich tiefer geröthet; er ist jugendlich feurig und schwört auf die Heilkraft seines Mittels.

„Mein lieber Feßner," seufzt der alte Herr, „Sie greifen die Geldfürsten an und sind doch selbst ein Banquier, ein Mann der Börse, der nach Gewinn strebt!"

„Allerdings, Herr Geheimrath; hier ist aber ein großer Unterschied. Ich vertrete das legitime Geldgeschäft, das nicht

im Ruin der Anderen sein Heil sucht; jene Männer betreiben nur den Raub und erbauen ihre Paläste auf dem Trümmerfelde fremden Glückes. Das ist der Fluch unseres Standes, daß das Publikum mehr und mehr den Maßstab für die sittliche Würdigung des Bankgeschäftes verliert. Wenn man die Börse einen Giftbaum genannt hat, so sind jene Großen daran Schuld, die vermöge des Monopolrechts des Erdbesitzes der Menschenheerde das letzte Flöckchen Wolle vom Vließ scheeren; zum theil auch jene kleinen Schwindler und Gauner, die von der schlauen Uebervortheilung des vertrauenden Nächsten ihre Renten ziehen. Ich denke, Männer wie wir, Herr Geheimrath, fassen die Aufgabe der Börse ernster und heiliger, die Börse ist kein Giftbaum, sondern ein gedeihlich sprudelnder Quell des Segens, wenn sie Angebot und Nachfrage in gewissenhafter Arbeit ausgleicht und dem werbenden Kapital Kanäle eröffnet, durch die es nach den Stätten der Dürre abfließen und sie befruchten kann. Männer, wie wir, sehen ihren Vortheil nicht in der Verkürzung des Nächsten, sondern in seiner Förderung; freut sich unser Nachbar, so freuen wir uns mit, denn wir wissen, daß wir alle nur Glieder desselben Organismus sind und daß, wenn eins dieser Glieder leidet, wir alle mitleiden."

„Und deshalb haben Sie meinen Kassirer vor jener Londoner Firma gewarnt?"

„Aus keinem anderen Grunde, Herr Geheimrath. Welchen Nutzen hätte mir ein Verlust des Hauses Giselli bringen können?"

„Sie sind ein edler Mann, aber ein Schwärmer, ein Idealist! Ich will Ihnen eine süße Fessel anlegen, die Sie vor dem Durchgehen bewahren soll.“ Er zieht den vor ihm Stehenden zu sich hernieder und raunt ihm ins Ohr: „Meine Nichte Thekla ist die Erbin meines halben Vermögens; bewerben Sie sich um dieselbe; ich denke, sie wird nicht Nein sagen. Und als Gatte Theklas übernehmen Sie mein Geschäft; ich bin müde und will mich gänzlich zurückziehen.“

„Dank, tausend Dank, hochverehrter Herr,“ flüstert Kurt bewegt und verwirrt, „so vieler Güte bin ich gar nicht würdig, zumal mein Herz schon einer anderen gehört, deren treue Liebe ihr einziges Heirathsgut ist.“ Und zu Mariechen eilend und ihre Hand ergreifend, sagt er fröhlich:

„Hier stelle ich Ihnen meine kleine Braut vor; Kurt Feßner und Marie Federlin empfehlen sich Ihnen als Verlobte.“

Ueberrascht starrt der Geheimrath das glückstrahlende Paar an.

„Er hat schon sein eigen Fleisch und Blut für mich dahingegeben,“ gesteht Marie, indem sie auf des Geliebten linken Arm deutet, „da darf ich ihm auch meinerseits nichts abschlagen.“

„Mein Gott, wie wunderbar sind Deine Wege!“ murmelt ihr Vater tief ergriffen, „kommt her, Kinder, daß ich Euch segne!“

Wie er die Thür zum Nebenzimmer öffnet, um die dort Weilenden von Mariechens Brautstand zu unterrichten, fahren Thekla und der Arzt, denen die Zeit nur allzu schnell ver-

gangen ist, überrascht auseinander. Er bemerkt nicht das verrätherische Erröthen der Nichte, noch das verlegene Gebahren des Sanitätsraths, und ruft den beiden zu:

„Hier harrt ein Brautpaar auf die Glückwünsche meiner Freunde! Kommen Sie, Doktor, und lassen Sie sich von Herrn Feßner erzählen, daß er der Nachfolger in meinem Geschäfte wird, und Du, Thekla, mußt Dich trösten, wenn Dir Herr Feßner Deine Pflegebefohlene vorgezogen hat. Ich bin folgsam, Doktor, und fahre noch heute aus."

* * *

Ein Jahr lang konnte man täglich zu einer bestimmten Stunde auf dem Potsdamer Bahnhofe einen kleinen, abgemagerten, hinfälligen Herrn sehen, der in eine Wagenabtheilung erster Klasse des nach Zehlendorf abzulassenden Zuges mühselig hineinkletterte. Wenige Stunden später kehrte derselbe Herr regelmäßig wieder nach Berlin zurück, und die einzige Veränderung, die im Laufe des Jahres mit diesem Fahrgaste vorging, war der stetig wachsende Ausdruck von Trauer und Trostlosigkeit in seinen verhärmten Zügen.

Auch die Doppelhochzeit, die kurz vor Ablauf des Jahres still und geräuschlos in seinem Hause gefeiert worden war, hatte den Verfall des bekümmerten Mannes in keiner Weise aufzuhalten vermocht. Die Berliner Börsenwelt besprach ein paar Tage lang mit Lebhaftigkeit den Uebergang des Gisellischen Bankgeschäfts in die Hände Kurt Feßners, der seine Marie heimgeführt hatte, und widmete auch dem Geheimen Sanitätsrath Doktor Ramm ihre nicht ganz neidlose Theilnahme, denn man wollte

wissen, daß Otto von Giselli in seinem Testamente seine Nichte Thekla Ramm und die Gattin Kurt Feßners zu gleichberechtigten Erben seines großen Vermögens eingesetzt habe. Bald aber traten wichtigere Ereignisse in den Vordergrund, und die bulgarischen Wirren ließen die Börse schnell genug jene Doppelhochzeit vergessen.

Der Geheime Kommerzienrath Otto von Giselli, der sich von jeder geschäftlichen Thätigkeit zurückgezogen und in seinem unter dem Wintergarten gelegenem Zimmer aufs Altentheil gesetzt hatte, war schon bei Lebzeiten ein todter Mann. Vergeblich suchte er, sich an dem Glücke seiner Marie und ihres die Gründung einer „Landliga" eifrig betreibenden Gatten wieder aufzurichten; auch der Sanitätsrath Ramm, der mit seiner jungen Frau ein häufiger Gast bei dem Hinwelkenden war, schüttelte auf den Nachhausegängen oft den Kopf und raunte seiner Gattin besorgt zu: „Ich fürchte, er treibt es nicht mehr lange; er verfällt zusehends." Und diese Voraussage sollte sich, wenn auch auf unvorhergesehene Weise, bestätigen.

Die täglichen Besuche, die der alte Herr in der Zehlendorfer Anstalt für Nervenleidende machte, zerrütteten auch seine Seele. Frau Emma war in unheilbare Geistesnacht versunken, und jede Aeußerung des Wahns, die er von ihren zuckenden Lippen hörte, war für ihn ein wühlender Schmerz, ein mark- und beindurchdringender Vorwurf. Du hast dieses schöne, vornehme Wesen zerstört! Sie war Dein Weib, das Dir vertraute . . . zum Paradiese hättest Du ihr die Welt umschaffen können, und Du hast sie ihr zur Hölle gemacht! So tönte es unablässig in

seinem Innern. Ist es Sühne genug, daß Du Deinem Traume von der Gründung einer Gelddynastie entsagt, daß Du Deinen hingeopferten beiden Söhnen ein stolzes Mausoleum errichtet und Dich freiwillig in thatenlose Vergessenheit zurückgezogen hast? Nein, es ist nicht genug! — entschied die strenge Stimme seines Gewissens — Du stehst den Deinen, die Du in den Abgrund gestoßen hast, noch tief in der Schuld. Auch er sehnte sich nach Sühne; aber schon war sein Geist verfinstert, und der Weg der Sühne wollte sich ihm nicht zeigen.

Eines Morgens fand ihn der Diener entseelt in seinem Zimmer. Er hatte sich am Geländer der zum Wintergarten emporführenden Treppe erdrosselt.

In aller Stille wurde er neben seinen beiden Söhnen beigesetzt. Nur zwei aufrichtig trauernde Ehepaare waren seinem Sarge gefolgt. Seine Gattin war unfähig, die Nachricht von seinem Ableben zu begreifen.

„Schade um das alte Pekari!" sagte der Geheimrath Sternbühl, als er aus der „Kreuzzeitung" den Tod des Herrn von Giselli erfuhr. „Seitdem er sich vom Geschäfte zurückgezogen hatte, war er eigentlich ein ganz anständiger Mensch und man hätte wohl wieder wagen können, von dem vortrefflichen Rheinweine seines Kellers zu kosten." Er ist nicht mehr hochkonservativ; die erhoffte Berufung in den Staatsdienst bleibt ihm zu lange aus; heimlich pflegt er Beziehungen mit den mehr nach links neigenden Parteien, und er wartet auf eine passende Gelegenheit, um mit fliegender Fahne ins Lager der Feinde des großen Kanzlers überzugehen.

Der Graf Wittenloh wartet noch immer vergeblich auf die Wiederkehr des Marquis Cabral, der im Rausche des Pariser Lebens die ihm widerfahrene Beleidigung gänzlich vergessen zu haben scheint.

Die Menschheit reitet, verkehrt auf dem grauen Esel „Zeit" sitzend, ihrem Ziele zu — so hat einmal irgendwo ein großer Humorist gesagt; daß sie die edle Zeit zum Esel machen und sich verkehrt einem nie gewollten Ziele nähern, davon haben die meisten keine Ahnung. —

Ende.

Deutsche Verlags- und Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft, Berlin SW.

Von **Gerhard von Amyntor**

erschienen früher:

Hypochondrische Plaudereien. 4. Auflage.
Randglossen zum Buche des Lebens.
Peter Quidam's Rheinfahrt. Episches Gedicht.
Lieder eines deutschen Nachtwächters.
Der Zug des Todes. Novelle.
Ein Priester. Historie in 6 Gesängen.
Im Hörselberge. Novelle.
Auf der Bresche. 2. Auflage.
Aus der Mappe eines Idealisten.
Der neue Romancero. 2. Auflage.
Für und über die deutschen Frauen.
Drei Küsse. Novellen.
Eine räthselhafte Katastrophe. Novelle.
Ein Problem. Roman.
Das bist du. Roman.
Caritas. Novellen.
Vom Buchstaben zum Geiste. Roman. (Siehe Rückseite.)
Frauenlob. Roman. 3. Auflage.
Gerke Suteminne. Roman. 2. Auflage.
Durch Nacht zum Licht. Novellen.
Eine heilige Familie. Roman.
Hie Waibling! Vaterländische Gedichte.

Dramatisch:

Auf der Flucht. Lustspiel in 1 Akt.

Amyntor, Gerhard <<von>>,

Die Gisellis Ein Kulturbild aus der Gegenwart von Gerhard v. Amyntor (Dagobert von Gerhardt)

Bd.: 2

1888